

Für die Ärzte in Catalunya:
Montse Figuerola, Francesc Xavier
Planellas, Pere Sola, Montserrat Verdaguer,
die mir 2006 das Leben gerettet haben.

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»The Gropes« bei Hutchinson, London.
Copyright © der Originalausgabe 2009 by Tom Sharpe
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
eISBN : 978-3-641-03862-5

www.goldmann-verlag.de

www.randomhouse.de

Tom Sharpe

Lauter Irre

Roman

Deutsch von
Marie Luise Bezzenberger

Es ist eine der verblüffenderen Tatsachen, dass es in England auch heute noch Familien gibt, die in Häusern wohnen, die ihre Vorfahren vor Jahrhunderten erbaut haben, auf Land, das ihnen bereits vor der Zeit der normannischen Eroberungszüge gehörte. Die Gropes aus Grope Hall sind eine solche Familie.

Sie sind weder reich noch adlig und haben auch niemals den Neid ihrer mächtigeren oder einflussreicherer Nachbarn erregt. Die Gropes haben sich vielmehr aus allem herausgehalten und sich nie auch nur im Geringsten für Politik, Religion oder irgendetwas anderes interessiert, was ihnen Ärger hätte eintragen können. Stattdessen haben sie brav ihre Felder bestellt, die noch immer dieselben Namen tragen wie im 12. Jahrhundert. Es steckte keine gezielte Strategie dahinter. Im Gegen teil, meist geschah es aus Trägheit und in dem Bestreben, sich nicht mit ehrgeiziger, tüchtiger Nachkommenschaft zu belas ten.

Die Gropes aus Grope Hall sind in der Grafschaft Northum berland zu Hause. Es heißt, sie können ihre Herkunft bis zu einem dänischen Wikinger zurückverfolgen, einem gewissen Awgard dem Bleichen, der auf der Überfahrt über die Nordsee so seekrank gewesen war, dass er sich von seinem Stoßtrupp absetzte, während dieser das Nonnenkloster zu Elnmouth plünderte. Anstatt Nonnen zu schänden, wie es eigentlich von ihm erwartet wurde, lieferte er sich auf Gedeih und Verderb einer Dienstmagd aus, auf die er in der Backstube gestoßen war. Diese versuchte gerade, sich darüber klar zu werden, ob sie geschändet werden wollte oder nicht. Da sie nicht den min

desten Liebreiz besaß und Wikingertrupps sie bereits zweimal verschmäht hatten, war Ursula Grope hochbeglückt, von dem stattlichen Awgard erwählt zu sein, und sie führte ihn fort von der furchterlichen Orgie in dem geplünderten Nonnenkloster, in das abgelegene Tal von Mosedale, wo sie in einer Hütte aus Grassoden das Licht der Welt erblickt hatte.

Die Rückkehr der Tochter, die er nie wiederzusehen gehofft hatte – noch dazu in Begleitung des gewaltigen Awgard des Bleichen –, hatte ihren Vater, einen einfachen Schweinehirten, allerdings so verschreckt, dass er die wahren Absichten des Wikingers lieber gar nicht erfahren wollte. Er gab Fersengeld, und das Letzte, was man von ihm hörte, war, dass er in der Nähe von York heiße Kastanien verkaufte. Nachdem sie Awgard vor dem Grauen der Rückfahrt nach Dänemark bewahrt hatte, bestand Ursula darauf, dass er ihre Ehre als ungeschändete Nonne hochhielt und sie zur Frau nahm. So entstand angeblich das Geschlecht der Gropes.

Awgard änderte seinen Namen und nannte sich fortan Grope, und seine mächtige Gestalt sowie seine düstere Schwermut jagten den wenigen Bewohnern von Mosedale bald solche Furcht ein, dass sie nach und nach das Weite suchten und Ursula sich auf diese Weise Tausende von Morgen unbewohntes Moorland aneignen und schließlich die Grope-Dynastie gründen konnte.

Während die Jahrhunderte ins Land gingen, bestärkten die Familienlegende und die finsternen Geheimnisse ihres Ursprungs nachfolgende Generationen von Gropes darin, sich von anderen abzusondern. Eigentlich hätten sie sich gar nicht besonders zu bemühen brauchen. Der Hang zur Melancholie und die Abneigung gegen das Reisen, die Awgard so sehr zu schaf-

fen gemacht hatten, vererbten sich weiter.

Doch der Einfluss der Gropes-Frauen war ungleich größer. Zweimal von Wikingern für nicht schändungswürdig befunden worden zu sein, und das, obwohl die Nordmänner normalerweise bei der Auswahl ihrer Opfer nicht gerade anspruchsvoll waren, hatte bei Ursula, der Gründermutter, eindeutig seelische Narben hinterlassen. Nachdem sie Awgard ergattert hatte, war sie fest entschlossen, ihn niemals wieder loszulassen. Außerdem hatte sie entschieden, die Tausende von Morgen nicht aus den Händen zu geben, die seine düstere Erscheinung und sein beängstigender Ruf ihr eingebracht hatten. Dass der Wikinger in Wirklichkeit ein Abtrünniger war und schreckliche Angst vor dem Meer hatte, machte beides einfach. Awgard war immer daheim und weigerte sich sogar, auf den Markt nach Brithbury zu gehen oder zum alljährlichen Eberkastrieren und Schlammringen auf der Kirmes in Wellwark Fell.

Also blieb es seinem Eheweib und den fünf Töchtern überlassen, auf dem Markt verbissen zu feilschen und an den zweifelhaften Vergnügungen des Volksfestes teilzunehmen. Da die Töchter, was Körpergröße und -kraft anging, dem Vater nachschlugen – auch sein rotes Haar hatten sie geerbt –, und diese mit dem reizlosen Äußeren und der Entschlossenheit ihrer Mutter verbanden, gab es hinsichtlich des Ausgangs besagter Schlamm-Ringkämpfe niemals Zweifel. Hierbei, genau wie bei allem anderen, an dem die Frauen der Gropes ihre Hände im Spiel hatten, triumphierte die weibliche Linie der Familie. Bei den Gropes übernahm folglich auch die älteste Tochter den Familienbesitz, während in jeder anderen Familie der älteste Sohn erbte.

Dies wurde zu einer so festen Tradition, dass weithin ge-

munkelt wurde, bei den eher seltenen Gelegenheiten, wenn das erstgeborene Kind ein Junge war, würde der Säugling gleich nach der Geburt erwürgt. Wie dem auch sei, im Laufe der Jahre brachten die Gropes jedenfalls ungewöhnlich viele Mädchen hervor. Allerdings war dies vielleicht auch der Tatsache geschuldet, dass die Männer, die die Grope-Frauen ehelichten, dazu neigten, ein wenig weibisch zu sein – was auf die offenkundige Männlichkeit der Frauen zurückzuführen oder lediglich eine Typfrage war.

So wie einst Awgard musste jeder Bräutigam den Namen Grope annehmen. Nur allzu häufig wurden die Männer auch zur Heirat selbst genötigt. Kein normaler mannhafter Bursche hätte einer Miss Grope freiwillig die Ehe angetragen, nicht einmal im Zustand fortgeschrittenster Trunkenheit. Es mag durchaus an der Beharrlichkeit gelegen haben, mit der die unverheirateten Grope-Mädchen die Junggesellen der Gegend immer wieder zum Schlamm-Ringkampf herausforderten, dass dieser Kurzweil bald ihren Reiz verlor und schließlich ausstarb. Selbst die tapfersten Ringer zögerten, ehe sie diese Herausforderung annahmen. Zu viele junge Männer waren nach diesem Martyrium halb am Schlamm erstickt wieder aufgetaucht und hatten nicht leugnen können, dass sie ihren Widersacherinnen einen Heiratsantrag gemacht hatten. Außerdem waren die Grope-Mädchen auch viel zu unerschütterlich vereint, um irgendwelches Leugnen hinzunehmen. Bei einem schrecklichen Zwischenfall hatte einmal ein Bursche – nachdem es ihm gelungen war, den Schlamm auszuspucken – frech verkündet, er wolle lieber sterben, als zum Altar zu schreiten und »Mr. Grope« zu werden. Und war daraufhin sofort wieder in die Schlammgrube geschleudert und untertaucht worden, bis er seinen Entschluss

in die Tat umgesetzt hatte.

Zu ihrem Leidwesen wurde den männlichen Nachfahren der Gropes auch noch vorgeschrieben, welchen Beruf sie zu ergrifen hätten. Konnten sie lesen, so traten sie in den Dienst der Kirche, wenn nicht (den meisten wurde keine Gelegenheit zuteil, es zu lernen), wurden sie zur See geschickt, und man bekam sie nur selten jemals wieder zu Gesicht. Kein Mann, der klaren Verstandes war, wäre nach Grope Hall zurückgekehrt, um in die Fußstapfen seiner Väter zu treten und Schafe zu hüten, in der Küche zu helfen und nur dann etwas sagen zu dürfen, wenn Ehefrau, Schwiegermutter oder Schwägerinnen das Wort an ihn richteten.

Es gab kein Entkommen. Früher einmal hatten ein paar der Angetrauten es bis zur Bruchsteinmauer geschafft, die die Ländereien der Gropes begrenzte, und einer von ihnen war sogar darübergestiegen. Doch die Kargheit der Landschaft und die Erschöpfung, die in ihren Gliedern steckte, weil sie die unersättlichen Gelüste ihrer Gattinnen im Bett befriedigen mussten, machte ihnen jegliches Weiterkommen unmöglich. Sie wurden von nervenaufreibend freundlichen Bluthunden, die eigens darauf abgerichtet worden waren, irregeleitete Ehemänner aufzuspüren, zum Familienwohnsitz zurückgeleitet und nach einer heftigen Strafpredigt ohne Abendessen zu Bett geschickt.

Auch in weniger wüsten Zeiten herrschten die Frauen der Gropes weiterhin über die Männer der Familie und sorgten dafür, dass die Existenz des Anwesens so weit wie möglich unbemerkt blieb. Natürlich war Grope Hall bei Weitem nicht mehr die Hütte aus Grassoden, in die Ursula seinerzeit Awgard den Bleichen gebracht hatte. Generationen willensstarker Frauen waren von ihren weibischen Ehemännern darin bestärkt wor-

den, seidene Wandbehänge, Stuckdecken und venezianische Stühle anzuschaffen – und natürlich Wasserklosetts, die in puncto Ungestörtheit und Komfort dem Plumpsklo draußen auf dem Hof weitaus überlegen waren. Es wäre vermutlich zu viel verlangt gewesen, wenn alles auch nur annähernd beim Alten geblieben wäre. Trotzdem gingen die Veränderungen nur langsam und stückweise vonstatten. Nichts wurde weggeworfen und nichts allzu Auffälliges dem Gebäude hinzugefügt, was die Aufmerksamkeit auf Grope Hall hätte lenken können. Selbst die Grassoden der ursprünglichen Hütte wurden noch dazu benutzt, den Zwischenraum zwischen den Schlafzimmerdielen und der darunterliegenden Decke auszufüllen, um den Lärm der ehelichen Aktivitäten im Obergeschoss zu dämpfen.

Im 19. Jahrhundert hatte Grope Hall das Aussehen eines großen und ziemlich komfortablen Northumberland-Bauernhauses. Nichts an den dicken grauen Steinmauern und den kleinen Fenstern deutete auf die merkwürdigen Familientraditionen hin. Trotzdem war es unmöglich, im umliegenden Bezirk einen Mann ausfindig zu machen, der bereit war, sich in Reichweite einer Miss Grope zu begeben; der Brauch des Schlammringens war zwar längst ausgestorben, doch die Erinnerung an dieses fürchterliche Spektakel und seine schrecklichen Folgen für die Beteiligten hielt sich in der Gegend. In gewisser Weise trug dies sogar zu dem Wohlstand bei, dessen die Gropes sich erfreuten. Eine Miss Grope brauchte auf dem Markt in Brithbury bloß aufzutreten, und schlagartig waren sämtliche halbwegs ehetauglichen Männer vom Vorführpferch verschwunden. Die Viehpreise fielen rapide, wenn die Dame zu kaufen gedachte. Oder sie schnellten in die Höhe, wenn sie etwas zu verkaufen hatte.

In den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts war es so schwierig geworden, in Northumberland einen Ehemann aufzutreiben, dass nur die Erfindung der Eisenbahn die Familie davor bewahrte, ernsthaft darüber nachdenken zu müssen, die Väter ihrer Kinder im Irrenhaus des Bezirks zu rekrutieren – mit allen verderblichen Auswirkungen, die dies auf künftige Generationen gehabt hätte. Nicht, dass es unbedingt ein unüberwindliches Problem dargestellt hätte, mit einem Verrückten verheiratet zu sein. In der Vergangenheit hatten sich diverse Ehegatten als derart unfruchtbar oder unheilbar impotent erwiesen, dass man extreme Maßnahmen hatte ergreifen müssen: entweder die Entführung von auf der Durchreise befindlichen Fremden oder die Bezahlung für die geschlechtlichen Dienste unbedachter Handwerker, die vielköpfige Familien zu ernähren hatten. Mehr als einem Reisenden war auf dem Weg durch Mosedale das schreckliche Erlebnis widerfahren, dass eine als Mann verkleidete Grope-Jungfer ihm aufgelauert und ihn gezwungen hatte, etwas zu vollziehen, was er für einen widernatürlichen Akt hielt, ehe er, mit Gin und Opium betäubt und meilenweit von Grope Hall entfernt, besinnungslos in einem Graben liegen gelassen worden war.

Die Eisenbahn änderte das alles. Jetzt war es möglich, bis nach Manchester oder Liverpool zu reisen und mit einem Verlobten heimzukehren, wenn auch mit einem, der nicht wusste, dass er verlobt war, bis er in der kleinen Kapelle hinter Grope Hall dem Reverend Grope gegenübertraten und »Ja« sagen musste. Die Tatsache, dass etliche dieser Bräutigame bereits verheiratet waren und Frau und Kinder hatten, wurde fröhlich übersehen, denn dieser Beweis ihrer Fruchtbarkeit machte sie nur noch attraktiver. Nicht nur das, diese Männer hatten ver-

ständlicherweise auch nichts dagegen, ihren Namen zu ändern. Das Wissen darum, dass ihnen eine Anklage wegen Bigamie und lange Gefängnisstrafen drohten, sorgte für eine Bindung an Groke Hall, die andernfalls vielleicht nicht entstanden wäre.

Doch das hartnäckigste Problem waren die männlichen Erstgeborenen oder, noch schlimmer, jene Groke-Frauen, die keine weiblichen Nachkommen zur Welt brachten. Der *Registration of Births & Death Act* aus dem Jahre 1835, laut dem Geburten und Todesfälle offiziell zu registrieren waren, machte das alte Hausmittel, männliche Säuglinge bei der Geburt zu erwürgen oder zu ersticken, zu einer eindeutig riskanten Vorgehensweise. Nicht, dass die Familie jemals zugegeben hätte, auf derlei Mittel zurückgegriffen zu haben.

Ein eklatanter Mangel an weiblichen Erben war ganz besonders ein Problem für Mrs. Rossetti Groke, die anscheinend nicht in der Lage war, Mädchen zu gebären.

»Ich kann nichts dafür«, jammerte sie, als der siebte kleine Junge das Licht der Welt erblickte. »Es ist Arthurs Schuld.«

Diese Ausrede, die sich später als wissenschaftlich korrekt erweisen sollte, besänftigte ihre Schwestern nicht im Mindesten. Beatrice war ungemein erbost.

»Du hättest dir den Kerl gar nicht erst aussuchen sollen«, schnaubte sie. »Jeder Trottel kann doch sehen, dass er geradezu widerlich zügellos und männlich ist. Kennen wir denn hier in der Gegend niemanden, der einen makellosen Ruf hat, nur Mädchen zu zeugen?«

»Da wäre Bert Trubshot, drüben in Gingham Coalville. Mrs. Trubshot hat neun reizende Töchter geboren, und ...«, setzte Sophie an.

»Bert, der Fäkalien-sammler? Das glaube ich nicht. Ich habe

noch nie einen hässlicheren Mann gesehen, mit all diesen Pus-teln und ... bist du sicher?«, fragte Fanny.

Sophie Grope war sicher.

»Ich gehe nicht mit Bert Trubshot ins Bett!«, schrie Ros-setti hysterisch. »Mein Arthur mag ja kein vollkommener Ehe-mann sein, aber wenigstens ist er sauber und gewaschen. Bert Trubshot starrt vor Dreck!«

Ihre Schwestern musterten sie mit zornigen Blicken. Noch nie hatte sich eine Grope geweigert, ihre Pflicht zu tun. Selbst während der Pest, als die anderen Höfe in der Gegend ihre Tü-ren vor Fremden verschlossen hatten, hatte die unfruchtbare, verwitwete Eliza Grope tapfer eine ganze Anzahl verängstigter Männer in ihr Bett gezerrt, welche irrtümlicherweise angenom-men hatten, in der Abgeschiedenheit von Mosedale in Sicher-heit zu sein. Nicht, dass ihr ihre Bemühungen so vergolten wor-den wären, wie sie es sich erhofft hatte. Sie war selbst an der Pest gestorben. Doch ihr Beispiel diente späteren Generationen als Maßstab.

»Du nimmst Bert Trubshot, ob es dir nun passt oder nicht«, wies Beatrice ihre Schwester finster an.

»Arthur wird wütend sein. Er ist sehr eifersüchtig.«

»Und als Ehemann absolut hoffnungslos. Wir sorgen dafür, dass er nichts davon erfährt.«

»Aber er findet es bestimmt von allein heraus«, wandte Ros-setti ein. »Und er legt großen Wert auf sein Liebesleben.«

»Dann werden wir eben dafür sorgen müssen, dass er das Interesse an derlei Dingen verliert«, gab Beatrice zurück.

Drei Monate später, als Rossetti hinlänglich genesen war und man ihr Baby in das übliche Waisenhaus in Durham ge-bracht hatte, wurde Arthur Grope eine ausnehmend große Do-

sis eines Schlafrunks in die Suppe getan, woraufhin er gerade noch Zeit hatte zu bemerken, dass sie besser schmecke als sonst, ehe er über gekochtem Hammelfleisch und Karotten einnickte. Später an jenem Abend hatte er eine höchst unglückliche Begegnung mit einer zerbrochenen Brandyflasche, von der er sich nie wieder ganz erholte.

Währenddessen machten sich Sophie und Fanny in einer mit Vorhängen verhüllten Kutsche nach Gingham Coalville auf, um Bert Trubshot herbeizuschaffen. Sie trafen ihn dabei an, wie er um zwei Uhr morgens seinem übel riechenden Gewerbe nachging, und während Fanny von vorn auf ihn zutrat – vorgeblich um sich zu erkundigen, ob sie hier auf der richtigen Straße nach Alanwick seien –, streckte Sophie ihn durch einen besonnenen Schlag auf den Hinterkopf mit einem Totschläger nieder. Danach war es ein Leichtes, ihn nach Grope Hall zu fahren, wo er – dank der Gehirnerschütterung in einem Zustand halluzinierender Sinnestäuschungen – seine Pflicht tat, nachdem man ihn vorher abgeschrubbt und freigebig mit etlichen Flaschen Parfum übergossen, ihm die Augen verbunden, eine große Anzahl Austern sowie ein paar zermahlene Perlen verabreicht hatte.

Selbst Rossetti fand das Ganze weniger unersprießlich, als sie erwartet hatte, und sie empfand ein Gefühl der Wehmut, als er schließlich mit Schnaps betäubt nach Gingham Coalville zurückgefahren wurde. Was Bert Trubshot fühlte, als er nach Parfum stinkend und splitterfasernackt auf der Schwelle seines Cottage aufgefunden wurde, war die Ohrfeige seiner Gattin und ein gewisses Maß an Reue, dass er jemals eine so gewalttätige und unliebenswerte Frau geheiratet hatte.

Arthur Grope war sogar noch elender zumute. Während er

im Hospital von Wexham lag, war ihm zwar schmerzlich bewusst, was ihm zugestoßen war, doch er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie und warum es geschehen war.

»Können Sie denn gar nichts machen?«, fragte er die Ärzte mit einer Stimme, die sich bereits zu verändern begann, nur um zu erfahren, dass da nicht allzu viel zu retten sei, und außerdem hätte er eben nicht so viel Brandy trinken sollen. Arthur entgegnete, er könne sich nicht erinnern, überhaupt Brandy getrunken zu haben, nicht einen Tropfen, denn er sei sein ganzes Leben lang Abstinenzler gewesen. Wenn jedoch das, was die Ärzte ihm gesagt hatten, wahr und seine einzige Freude im Leben für alle Zeit dahin wäre, dann würde er in Zukunft verdammt noch mal saufen wie ein Loch.

Arthurs Entschluss, ein hemmungsloser Trinker zu werden, wurde bestärkt, als Rossetti Grope neun Monate später eine ungewöhnlich hässliche Tochter zur Welt brachte, mit schwarzen Augen und dunklem Haar und ohne irgendeine Ähnlichkeit mit den Jungs, die Arthur gezeugt hatte. Er starb ein Jahr später als zutiefst verbitterter, trunksüchtiger Kastrat; Rossetti und ihre Tochter folgten ihm bald darauf ins Grab. Beide hatten sich in einem ausnehmend kalten und nassen Winter eine Lungenentzündung zugezogen.

Zum Glück machte Fanny Rossettis Unzulänglichkeiten wieder wett; sie gebar ohne kirchlichen Segen sieben Töchter, indem sie regelmäßig spätabendliche Abstecher nach Gingham Coalville unternahm, wo sie sich, da sie weniger empfindlich in Sachen Körperhygiene war als ihre Schwester, an den Aufmerksamkeiten Bert Trubshots erfreute. Dank eines Fäkaliensammlers war die weibliche Linie der Gropes abermals gesichert.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erreichte der allgemeine Wohlstand endlich Mosedale und Grope Hall. Die Gropes, die bereits Wasserklosets installiert und Polsterstühle angeschafft hatten, taten ihr Bestes, diesen neuerlichen Ansturm der Moderne mit der Begründung zu ignorieren, er werde wie alle anderen Modeerscheinungen bald vorübergehen. Unausweichlich jedoch erlag selbst Beatrice, nunmehr die Herrin von Grope Hall, dem Lockruf von Zierdeckchen und dem überladenen Einrichtungsstil, der sich anderswo vor fünfzig Jahren großer Beliebtheit erfreut hatte. Die alten Zinnzuber, die der Familie so viele Jahre lang für ihre jährlichen Waschungen genügt hatten, wurden abgeschafft und durch eine gewaltige eiserne Badewanne ersetzt, mit Hähnen und zuverlässig fließendem kaltem sowie gelegentlich auch warmem Wasser, und die weiblichen Gropes waren nunmehr mindestens einmal in der Woche beim Baden anzutreffen.

Abgesehen von den Ehemännern und dem einen oder anderen Sohn, der sich noch immer auf dem Anwesen herumdrückte, liefen die Dinge im Großen und Ganzen weiter wie bisher. Die Männer der Gropes brauten Bier für ihre Frauen und destillierten diverse lebensgefährliche Spirituosen, die sie je nach Farbe als Brandy oder Gin bezeichneten, so, wie sie es seit Generationen getan hatten. Und wenn sie Glück hatten oder ihre Gattinnen es wünschten, wurde ihnen gestattet, ein Bad im nahe gelegenen Fluss zu nehmen.

Wohlstand hin oder her, die Gropes gingen weiter ihrer Arbeit nach, als würde sich so schnell nichts Grundlegendes än-

dern. Doch sie irrten sich.

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde auf ihrem Grund und Boden Kohle gefunden, in größeren Mengen als jemals zuvor und in so dicken Schichten und derart nah an der Oberfläche, dass Adelaide Grope der Aussicht auf unermesslichen Reichtum auf keinen Fall widerstehen konnte. Sie war diejenige Tochter, die einen ausgeprägten Geschäftssinn besaß und anstelle der mittlerweile senilen und bettlägerigen Beatrice als Familienoberhaupt fungierte.

Der Wettlauf mit dem deutschen Kaiser im Aufrüsten zur See hatte gerade begonnen, und der Bedarf an Kohle war riesengroß, um Schlachtschiffe zu bauen und anzutreiben. Ein schmaler Schienenstrang wurde entlang der öden Täler gebaut, und bis zum Rand vollgeladene Loren rollten zu den großen Eisenwerken und Werften sechzig Meilen weiter im Osten und kehrten mit kräftigen Männern beladen zurück, die in der Kohlegrube arbeiten sollten.

Fast über Nacht wurden die Gropes verhältnismäßig reich, sowohl was Geld als auch was einen scheinbaren Überfluss an Männern anging, die den Grope-Mädchen zu Diensten sein könnten, selbst wenn sie sie nicht heiraten wollten. Doch es sollte nicht sein. Der unheilvolle Ruf der Familie sowie neun fürchterliche Hunde, Nachkommen der freundlichen Bluthunde, nunmehr jedoch entschieden weniger gutmütig, schreckten sämtliche Männer ab, ob sie nun neu in der Gegend waren oder nicht. Desgleichen die Mädchen selbst. Beatrices Töchter schlügen nämlich alle fünf viel zu sehr nach ihren weiblichen Vorfahren, um selbst für einen völlig verzweifelten Mann auch nur im Geringsten anziehend zu sein. Bald mieden die Bergleute Grope Hall ganz und waren nur noch in Gruppen unterwegs;

denn ein Mann allein gab ein nur allzu leichtes Ziel ab. Aus den Fenstern von Grope Hall beobachteten lüsterne Raubtieraugen, wie sie des Morgens aus den leeren Kohlewagons kletterten und sich abends an die Seiten der voll beladenen Loren klammerten, die aus der Grube zurückkehrten. Die Grope-Mädchen waren machtlos.

Adelaide jedoch, die das rücksichtslose Wesen ihrer Ahnen geerbt hatte, fand trotzdem Mittel und Wege, den neu entdeckten Wohlstand der Familie Grope sowie den plötzlichen Zuwachs an verfügbaren Männern gewinnbringend zu nutzen. Um sicherzugehen, dass die Steuerbehörden den wahren Profit des Bergwerks nicht ermittelten, hatte sie den Vertrag mit der Bergbaugesellschaft selbst aufgesetzt. Es war gelinde gesagt ein außergewöhnliches Dokument. Sämtliche Gewinne mussten monatlich in Goldmünzen ausgezahlt und sodann vom Chefbuchhalter persönlich nach Grope Hall gebracht werden, dem seinerseits insgeheim fünf Prozent der nicht dokumentierten Gesamtsumme garantiert worden waren. Schließlich hatte sie Beatrice, von Rechts wegen noch immer das Familienoberhaupt, dazu überredet, im Beisein von zwei völlig verängstigten Ärzten, einer davon ein Psychiater in einem Hospital für Geisteskranke, sowie eines Notars den Vertrag mit der Bergbaugesellschaft zu unterzeichnen. Da Beatrice zu diesem Zeitpunkt geistig bereits so verwirrt gewesen war, dass es an Demenz grenzte, hatte Adelaide für dieses Privileg fürstlich bezahlt und eine handfeste Bestechungssumme für den Notar und die Ärzte hinlegen müssen, um bestätigt zu bekommen, dass ihre Mutter klaren Verstandes sei.

Nachdem sie den Wohlstand der Gropes gesichert hatte, befasste Adelaide sich mit dem lästigen Problem, den Fortbestand

der weiblichen Stammbaumlinie zu sichern. Und so wie ihre Vorfahren kam sie zu dem Entschluss, dass Entführung und gewaltsame Freiheitsberaubung die einzige brauchbare Lösung seien.

Da ihr aufgefallen war, welche Zugangsmöglichkeiten zu den Ländereien der Gropes durch die neuen Bahngleise entstanden waren, schmiedete Adelaide einen ehrgeizigen Plan. Sie wollte das Anwesen besser sichern und zugleich dafür sorgen, dass jeder Bergmann, den die Gropes einmal in die Finger bekommen hatten, auch in diesen Fingern verblieb. Einmal hatten sie bei einem besonders erfolgreichen nächtlichen Streifzug zwei arglose Burschen erwischt, die friedlich im Mosedale River geangelt hatten. Unter den wachsamen Blicken zweier der hünenhafteren Grope-Töchter waren die beiden dann etliche Stunden später wie Hühnchen verschnürt wieder erwacht. Nach diesem Vorfall wurden Vorsichtsmaßnahmen umso dringlicher. Ein Schild wurde am Tor angebracht, auf dem jeder, der sich nach Grope Hall begeben wollte, mit dem Hinweis VORSICHT SPANISCHE KAMPFSTIERE gewarnt wurde, und tatsächlich waren neben dem unwegsamen Pfad, der als Auffahrt diente, zwei geschmeidige, gefährliche Bullen lose angepflockt.

Nach etlichen Missgeschicken, bei denen es vorwiegend um aufgespießte Briefträger ging, und dem völligen Ausbleiben jeglicher an die Gropes adressierter Post, ganz gleich, wie wichtig, war neben dem Tor ein Briefkasten an der Mauer befestigt worden.

Adelaide war sogar noch weiter gegangen, um sicherzustellen, dass niemand auf das Anwesen vordrang und dass niemand, der einmal drin war, wieder herauskam. Eiserne Spieße waren auf der Mauerkrone angebracht worden, während auf

der Innenseite der Mauer besonders dicker Stacheldraht auf weiteren Spießen gespannt wurde. Tatsächlich waren diese Maßnahmen eher kontraproduktiv. Der Ruf der Gropes hatte jahrhundertelang ausgereicht, um die Leute fernzuhalten, und dass sie etwas errichtet hatten, das einer mächtigen Wehranlage gleichkam, erregte nur jede Menge Neugier. Die Menschen kamen aus Brithbury und sogar von noch weiter her, um die Spieße und die sonderbaren schwarzen Bullen in Augenschein zu nehmen. Und natürlich verbreiteten sie bei ihrer Heimkehr die Kunde, dass die alten Traditionen der Familie Gropes offenkundig nicht ausgestorben waren.

»Bestimmt versuchen sie, irgendeinen armen Teufel da drin festzuhalten«, lautete die allgemeine These im Mosley Arms.

»Muss ja ein ganz Wilder sein, dass sie all diese Eisenspieße und den Stacheldraht und all so was brauchen. Hat sicher ein kleines Vermögen gekostet, das alles zu bauen. Reich sind sie, die Gropes, dass die sich das alles leisten können. Der Himmel allein weiß, wo sie diese Bullen herhaben.«

»Angeblich aus Spanien. So steht's auf dem Schild.«

Ein alter Mann am Kamin grinste. »*Angeblich*«, meinte er. »Meiner Meinung nach haben sie die Biester in Barnard Castle gekauft. Das sind genauso wenig Kampfstiere wie ich.«

»Ich würd's trotzdem nicht riskieren, da hinzugehen«, verkündete ein anderer. »Diese neun Köter, die jagen mir eine Heidenangst ein. Sind mehr wie Wölfe als wie Bluthunde.«

Adelaide erfuhr von diesem Tratsch. Sie zerbrach sich nicht den Kopf darüber. Wohl aber über das viele Geld, mehr als sie jemals besessen hatten, und die Wirkung, die dies auf ihre Schwestern hatte. Die beiden unglücklichen Angler hatten im Haushalt der Gropes nur einen Sommer lang durchgehalten,

und als Ergebnis war lediglich eine Scheinschwangerschaft vorzuweisen gewesen. Und die ständige Anwesenheit so vieler kraftstrotzender Minenarbeiter, die jeden Tag am Haus vorbeikamen, brachte sowohl die Frauen der Gropes als auch die Bullen völlig durcheinander. Erstere sehnten sich unentwegt nach einem Ehemann. Letztere nach nicht weiter im Detail ausgefährter Erfüllung.

Nachdem sie dieses aufgestaute Verlangen mehrere Jahre lang ertragen hatte, erlaubte Adelaide den jüngeren Frauen der Familie schließlich, in die Welt hinauszuziehen, und stattete sie mit einer Apanage aus, die dem Lebensstil angemessen schien, den sie gewohnt waren. Die Bullen ließ sie klugerweise angekettet.

Der Abgeschiedenheit von Grope Hall entkommen und von Adelaises Fuchtel befreit, fanden die jungen Frauen rasch Ehemänner und ließen sich in Städten und auf Höfen überall in Südengland nieder, mit Männern, die nichts von der Geschichte der Gropes ahnten. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, hatte Adelaide den Chefbuchhalter der Bergbaugesellschaft zur Ehe genötigt, indem sie publik zu machen drohte, dass er einen Teil seiner Bilanzfälschungen selbst eingestrichen hatte. Und ein Jahr später hatte sie, zu ihrer großen Freude und zum Erstaunen aller anderen, eine kleine Tochter zur Welt gebracht. Mittlerweile war die verrückte tattrige Beatrice gestorben, was für Adelaide ein Grund mehr zur Freude war. Sie ließ das Innere von Grope Hall komplett umgestalten, während das Äußere so schroff wie immer blieb. Jetzt sahen die Räume nicht mehr so vorgestrig aus wie früher. Adelaide hatte sie neu streichen lassen und sie im allermodernsten Stil eingerichtet, nachdem sie von dem Chefbuchhalter erfahren hatte, dass sie die Kos-

ten dafür als Betriebsausgaben absetzen konnte. Nur die oft geschrubbtten Holztische und -bänke in der Küche und im Arbeitszimmer blieben. Hier wurden die Geschäfte geführt, und Adelaide hatte nicht vor, sich ihren Wohlstand auch nur im Mindesten anmerken zu lassen. Aus Sicherheitsgründen war der größte Teil des Goldes, in das sie ihren Profit investiert hatte, in einem unnötig tiefen Grab versteckt und lag mit Erde bedeckt unter den steinernen Bodenplatten der uralten Kapelle. Niemand außer Adelaide und dem Reverend Nicholas Gropes wussten davon, und diesem wurde es niemals erlaubt, das Anwesen zu verlassen, also zählte er kaum. Außerdem war er so betagt und die Anstrengung, das Grab zu schaufeln, in dem das Gold ruhte, hatte seinen Rücken dermaßen ruiniert, dass er die meiste Zeit im Bett verbrachte und nirgendwo hinkonnte, selbst wenn er gedurft hätte.

Schließlich holte das 20. Jahrhundert die Familie ein, wengleich nicht so, wie man vielleicht hätte erwarten sollen. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges hatte der enorme Bedarf der Industrie auch die letzte Kohle im Bergwerk erschöpft, das wegen Einstürzen und Überflutungen bereits zweimal hatte geräumt werden müssen. Alles in allem jedoch hatte der Krieg nur sehr wenige Auswirkungen auf die Lebensweise der Gropes.

Die erste Katastrophe kam mit der Spanischen Grippe, die in ganz Europa zwanzig Millionen Menschen dahinraffte – mehr als in dem grauenhaften Krieg umgekommen waren. Zu diesem Zeitpunkt war der Nachfolger von Reverend Nicholas bereits an Herzversagen gestorben und hatte das Geheimnis des Familienschatzes im wahrsten Sinne des Wortes mit ins Grab genommen, nämlich dass Adelaides Tochter das Gold unter dem Leichnam neu vergraben hatte. Schließlich machte

die Spanische Grippe auch Adelaide, ihrer Tochter und ihrem Mann, dem Chefbuchhalter den Garaus, der das Anwesen in letzter Zeit unter der Anweisung seiner Frau und seiner herzlichen Tochter weitgehend verwaltet hatte. Adelaides Nachfolgerin als Familienoberhaupt war eine Witwe, Mrs. Eliza Grope, die nach dem Tod ihres Mannes nach Grope Hall zurückgekehrt war. Sie war General Ludendorff zutiefst dankbar dafür, dass er ihr im Zuge seiner Märzoffensive 1918 ihren Gatten Major Grope vom Hals geschafft hatte.

Nachdem sie das Regiment übernommen hatte, führte Eliza bald wieder die alten Bräuche der Gropes ein, da die Grube keine Kohle mehr hergab und keine Einkommensquelle mehr war. Der moderne Lebensstil des englischen Südens hatte ihr nie so recht zugesagt, mit seiner erstickenenden Höflichkeit, seinen gesellschaftlichen Feinheiten und der Notwendigkeit, sich anzupassen. Besonders hatte sie die Anmaßung ihres Mannes geärgert, er sei der Herr im Haus und sie lediglich eine Art übergeordnete Dienstmagd. Fest entschlossen, abermals die Führung zu übernehmen, wählte sie den verwaisten Sohn einer Cousine, die in einem Zeppelin-Angriff auf London ums Leben gekommen war, als neuen Reverend Grope aus. Sein Vater, der sich neu vermählt hatte, wollte den trotteligen jungen Burschen nicht mehr um sich haben und war froh, dass Eliza ihn zum Theologiestudium auf ein kleines College schickte.

Selbst nach dem Zweiten Weltkrieg, und lange nachdem Myrtle Grope Elizas Nachfolge angetreten hatte – ebenfalls eine Witwe, die ihren Gatten auf dem Schlachtfeld losgeworden war –, weigerten sich die Gropes, ganz und gar mit der Zeit zu gehen. Die Äcker wurden noch immer mit Pferdegespannen gepflügt, die Heuschober blieben erhalten, und die Kühe wur-

den von Hand gemolken. Die Anzahl der Bluthunde reduzierte sich infolge eines unglücklichen Vorkommnisses mit einem der Bullen auf sechs, im Großen und Ganzen jedoch hätten Ursula Grope und Awgard der Bleiche Grope Hall voller Stolz als ihr Heim wiedererkannt, wären sie aus dem 12. Jahrhundert zurückgekehrt.

Auf dieses isolierte Anwesen und in dieses uralte Bauernhaus brachte, als das neue Jahrtausend heraufdämmerte, Bellinda Grope, die Nichte der nunmehr hochbetagten Myrtle, einen jungen und ziemlich unreifen Burschen namens Esmond Wiley.

Esmond Wileys Jugend war nicht reibungslos verlaufen. Zum großen Teil lag das an seinem Namen.

Es war schwerlich seine Schuld, oder auch die seines Vaters, dass sein Nachname Wiley lautete, wenngleich es vorgekommen war, dass sich Esmond in eher düstereren Stunden bisweilen gewünscht hatte, Mr. Wiley wäre Junggeselle geblieben. Oder er hätte, wenn er denn schon das dringende Bedürfnis verspürt hatte, sich zu vermählen, was nachweislich der Fall war, Enthaltsamkeit geübt oder, was nachweislich nicht der Fall war, Vorkehrungen getroffen, um seine Ehefrau nicht zu schwängern. Nicht, dass Esmond seinem Vater Vorwürfe machte. Mrs. Wiley war keine Frau, der man das Recht auf Mutterchaft verwehren konnte.

Sie war eine füllige und beklagenswert fröhliche Frau mit einem unersättlichen Verlangen nach hochgradig rührseligen Schundromanen; außerdem hatte sich bei ihr ein gleichermaßen unersättliches Verlangen nach Liebe eingestellt. Oder, um es anders auszudrücken, sie lebte in einer Welt, in welcher Männer, selbsttredend von ehrenhaftem Wesen, auf hochaufragenden Klippen unter einem Vollmond leidenschaftliche Heiratsanträge vorbrachten, während sich unter ihnen die Wellen an den Felsen brachen. Anträge, die mit einer Mischung aus Entzücken und Sittsamkeit angenommen wurden, woraufhin die Glücklichen ihre jungfräulichen Verlobten mit Macht an ihre männliche Brust drückten.

Es muss gesagt werden, dass es nicht unbedingt *das* war, was Horace Wiley getan hatte. Er war von vornherein kein be-

sonders männlicher Typ und hatte zudem als Filialleiter einer Bank in Croydon sein Möglichstes getan, um dem schwachen Hang zur Leidenschaft zu widerstehen, der den Wileys zu eigen war, oder vielmehr, der in der Familie vor sich hin verkümmerte. Nichtsdestotrotz hatte Mrs. Wiley, damals Vera Ponson und 28 Jahre alt, ihn dazu gebracht, ihr einen Heiratsantrag zu machen. Schlimmer noch, sie hatte darauf bestanden, das Klippen-Ritual zu inszenieren, von dem sie so oft gelesen hatte, und das Paar war nach Beachy Head gefahren, als der Mond prall und voll gewesen war. Beide trugen Abendgarderobe; das schien den Satin-Miedern und den samtenen Kniebundhosen am nächsten zu kommen, die in den Liebesromanen so häufig erwähnt wurden. Hätten andere Dinge dem Anlass – oder dem Stelldichein, wie Vera es nannte – entsprochen, so hätten durchaus ihre kühnsten Träume wahr werden können. Doch das taten andere Dinge nicht. Der Vollmond war irgendwo dort draußen, trat jedoch nur sehr sporadisch in Erscheinung, da er größtenteils hinter tief hängenden Wolken verborgen war. Vera Ponson weigerte sich, enttäuscht zu sein. Für sie sah es so aus, als jagten diese Wolken eilig dahin, und der Wind oben auf der Klippe wehte hundertsechzig Meter über einer mutmaßlich aufgewühlten See in sehr authentischen Böen. Es war zu dunkel, um zu erkennen, ob die See tatsächlich aufgewühlt war oder nicht, und um die Wahrheit zu sagen, selbst wenn es so hell gewesen wäre, wie der Vollmond es nur hätte bewerkstelligen können, so wäre Mr. Wiley, von Natur aus ein ungemein vorsichtiger Mensch, nicht geneigt gewesen nachzusehen. Es war ein Ausdruck seiner Liebe zu Vera, oder vielmehr seines verzweifelten Wunsches, sich jene häusliche Behaglichkeit zu sichern, die seine verheirateten Freunde allem Anschein nach

genossen und die Veras unschuldiger Sinn für Romantik zu verheißen schien, dass er sich der lotrecht abfallenden Klippe überhaupt so weit genähert hatte. Erst auf der Fahrt dorthin war ihm wieder eingefallen, dass Beachy Head jene Steilwand war, von der sich so viele Menschen in den Tod stürzten, und als er sich mit der grauenvollen Wirklichkeit der Tiefe konfrontiert sah, die es eindeutig unmöglich machte, einen Sturz zu überleben, vervierfachte sich seine Angst.

Es war mehr diese Furcht als echte Leidenschaft gewesen, die Mr. Wiley dazu bewogen hatte, Vera mit verblüffender Geschwindigkeit die Ehe anzutragen und sie sodann an sein heftig pochendes Herz zu drücken. Außerdem half ihm eine plötzliche Windbö, die ihn genau in diesem Moment praktisch von den Beinen riss. Mit seiner künftigen Braut in den Armen, und obendrein noch einer sehr schweren künftigen Braut, fühlte er sich sehr viel sicherer. Und wie um den Anlass feierlich zu begehen, schien der Mond durch eine Wolkenlücke, so voll und strahlend, wie Vera es sich gewünscht hatte, und beleuchtete das Paar.

»Oh mein Liebling, wie sehr habe ich auf diesen Augenblick gewartet!«, flüsterte Vera verzückt.

Augenscheinlich jedoch hatten das auch zwei Polizisten getan. Von einem Autofahrer alarmiert, der zufällig vorbeigekommen war, das Auto gesehen und auf dem Revier angerufen hatte, um zu melden, dass offenkundig wieder mal ein paar Verrückte drauf und dran waren, Selbstmord zu begehen, hatten sie sich mit allergrößter Behutsamkeit an das Paar herangeschlichen.

»Na, na, es wird schon alles wieder gut«, hatte einer der Polizisten verkündet, während seine Taschenlampe die Szene

noch zusätzlich erhellt.

Es war nicht alles gut geworden. Horace Wiley hatte sich dagegen gesträubt, sich als Bankangestellter auszuweisen, gegenwärtig wohnhaft in der Selhurst Road 143 in Croydon, und empört die Unterstellung von sich gewiesen, er sei im Begriff gewesen, sich das Leben zu nehmen oder, wie der Sergeant es reichlich taktlos ausgedrückt hatte, »zu kneifen«.

In späteren Jahren neigte Horace Wiley zu dem Schluss, dass dieser Ausdruck etwas Prophetisches gehabt habe. Damals jedoch machte er sich mehr Gedanken um die möglichen Konsequenzen für seine berufliche Laufbahn, sollte jemals bekannt werden, dass er, wieder in den Worten des Sergeant, »es sich zur Gewohnheit mache, bei Vollmond im Smoking nach Beachy Head zu fahren und sonderbaren Frauen Heiratsanträge zu machen«, was mehr oder weniger das war, was er Veras Erklärung nach getan hatte. Mr. Wiley wünschte sich inständig, sie hätte den Mund gehalten. Ein Wunsch, der sich im Zuge ihres Ehelebens als ebenso nutzlos erwies wie just in diesem Moment. Vera hatte die Andeutung, sie wäre eine sonderbare Frau, als so beleidigend empfunden, dass der Sergeant seine Worte schließlich selbst bereute. Und dann fing es an zu regnen.

Kurz gesagt entsprang diesem wenig verheißungsvollen Beginn, der Trauung in der Kirche zu St. Agnes, die ihrer literarischen Bedeutung wegen ausgesucht worden war (das Gedicht hatte Vera in der Schule zutiefst bewegt), und Flitterwochen in Exmoor (die der Romanheldin Lorna Doone zu verdanken waren), ein Sohn und Erbe, der Esmond genannt wurde. Und es lag mehr an diesem Vornamen als dem unverfänglicheren Wiley, dass die Frucht von Horaces und Veras Ehe eine so qual-

volle Knabenzeit durchlitt.

Esmond war nach einer Figur in einer besonders heftigen Liebesgeschichte benannt worden, von der seine Mutter kurz vor der Geburt völlig hingerissen gewesen war. Nach einer entsetzlich schweren Geburt, bei der Horace so gut wie überhaupt keine Hilfe gewesen war (seine Furcht vor Blut war fast ebenso groß wie seine Höhenangst), fand sie ein wenig Trost darin, sich den fiktiven Esmond vorzustellen. Ein ganzer Kerl in hirschledernen Beinkleidern, das Hemd offen bis zum Nabel, so dass eine ungemein männliche Brust entblößt war, und mit einer Mähne allerschwärzester Locken, windzerzaust auf freier Heide oder, häufiger noch, auf einem Felsvorsprung über einem wild bewegten Meer. So schien er ihr das beste Vorbild für einen Jungen zu sein, der, wie sie beschloss, nicht im Geringsten so werden sollte wie sein ängstlicher und definitiv zu unromantischer Vater.

Nachdem man ihn derart früh solchen furchtbaren literarischen Einflüssen ausgesetzt hatte, war es vielleicht nicht überraschend, dass Esmond Wiley sich schon in jungen Jahren ein Verhalten angewöhnte, das sich hier am besten mit Lungern beschreiben lässt. Während andere Jungen rannten und schrien und hüpfen und herumalberten und sich ganz allgemein jugenhaft verhielten, hing Esmond fast von dem Augenblick an, als er Laufen gelernt hatte, lediglich in der Gegend herum, und zwar auf sowohl hinterhältige als auch melancholische Art und Weise.

Aus Esmonds Sicht war sein Verhalten vollkommen verständlich. Es war schon schlimm genug, Esmond zu heißen, aber überall – im Haus, in jeder Buchhandlung und jedem Zeitungsladen, den er betrat – auf das Abbild von Veras roman-

tischem Helden zu stoßen, reichte aus, um selbst einem unsensiblen Jungen klarzumachen, dass er die Hoffnungen und Erwartungen seiner Mutter niemals würde erfüllen können.

Dabei war Esmond gar kein unsensibler Junge. Er war ein sehr unsicherer Junge. Kein Kind mit seinen Beinen und seinen Ohren – Erstere dünn und Letztere groß und abstehend – könnte sich seiner Schwächen nicht bewusst sein. Ebenso wenig konnte er umhin, ebenso die Schwächen seiner Mutter wahrzunehmen, die die Kindererziehung mit denselben sentimentalen, altmodischen Einstellungen anging wie das Lesen.

Ihr Liebe als Vernarrtheit zu bezeichnen wäre maßlos untertrieben. Das würde der beängstigenden Anbetung längst nicht gerecht werden, die dem armen Jungen zuteilwurde. Jedes Mal, wenn Vera ihren Sohn erblickte, war es ihr ein unwiderstehliches Bedürfnis, in aller Öffentlichkeit und mit lauter Stimme zu sagen: »Seht euch doch nur dieses göttliche Geschöpf an. Er heißt Esmond. Er ist mein Kind der Liebe, mein süßer kleiner Liebling, ein wahres Kind der Liebe.« Dies war eine Bezeichnung, die sie aus *Die Reifejahre des jungen Esmond* hatte, angeblich von Rosemary Beadefield, in Wirklichkeit jedoch von zwölf verschiedenen Autoren verfasst, von denen jeder ein Kapitel geschrieben hatte.

Die Tatsache, dass Vera den Begriff vollkommen falsch verstanden hatte und aller Welt verkündete, dass ihr Sohn unehelich geboren worden und, wie sein Vater oft insgeheim dachte, jedoch niemals laut zu äußern wagte, ein kleiner Bastard sei, kam ihr niemals in den Sinn. Esmond ebenfalls nicht. Er war zu sehr damit beschäftigt, den Spott, das Johlen und die Pfiffe allerer zu ertragen, die zum fraglichen Zeitpunkt gerade in der Nähe waren.

Eine schlampige Mutter zu haben, die mit einem einkaufen ging und aller Welt verkündete, »das ist Esmond«, war ja schon schlimm genug, aber auch noch als »Kind der Liebe« bezeichnet zu werden – das hieß, Eisen in die Seele zu stoßen, und zwar rotglühendes Eisen. Nicht dass Esmond Wiley eine Seele hatte, oder wenn doch, so war es keine besonders bemerkenswerte; doch das Gewirr aus Neuronen, Nervenenden, Synapsen und Ganglien, die das Wenige darstellten, was er vielleicht an Seele hätte haben sollen, war durch diese wiederholten, qualvollen Eröffnungen dermaßen aufgewühlt, dass Esmond sich manchmal wünschte, er wäre tot. Oder seine Mutter. Ein normales Kind hätte wohl das eine oder andere dieser erstrebenswerten Ziele zu erreichen versucht. Verständlich wäre es gewesen. Leider Gottes war Esmond Wiley jedoch kein normales Kind. Er hatte zu viel von der Vorsicht und der Schüchternheit seines Vaters. Vielleicht war es ja kein Wunder, dass er sich am liebsten in eine Ecke verdrückte und hoffte, nicht bemerkt zu werden. So blieb es ihm jedenfalls erspart, einen weiteren Spruch aus dem Mund seiner Mutter erdulden zu müssen.

Esmonds Ähnlichkeit mit Horace Wiley war ebenfalls ein eindeutiges Handicap. Andere Väter wären vielleicht hocherfreut gewesen, einen Sohn zu haben, der ihnen so stark ähnelte und dessen Eigenschaften den ihren fast so sehr glichen, als wären sie geklont worden. Mr. Wileys Gefühle hingegen waren ganz anderer Natur. Im Laufe seiner Ehejahre hatte er sich immer wieder einzureden versucht, nur deshalb eine derart leichtsinnige und unheilvolle eheliche Investition getätigt zu haben, um sicherzugehen, dass der Welt die Erzeugung weiterer schüchterner Wileys mit dürren Beinen und abstehenden Ohren erspart bleiben würde. Also, so lautete sein verblende-

tes Argument, hatte er sich eine stämmige Frau mit kräftigen Beinen und wohlproportionierten Ohren ausgesucht, die an nähernd normale Kinder (Nachkommen nannte er sie) gebären würde. Sie würden so etwas wie Standarderzeugnisse sein, eine erlesene Mischung aus Kühnheit und Schüchternheit, aus Frechheit und Selbstverleugnung, aus vulgärer Sentimentalität und behutsamem gutem Geschmack. Und sie würden es später nicht für ihre Schuldigkeit halten, aus einem Gefühl der Pflicht heraus völlig unpassende Frauen zu ehelichen, von eugenischen Gründen ganz zu schweigen.

Esmond Wiley führte die Hoffnungen seines Vaters ad absurdum. Er hatte so große Ähnlichkeit mit Mr. Wiley, dass es Augenblicke vor dem Rasierspiegel gab, in denen Horace von der beklemmenden Illusion heimgesucht wurde, sein Sohn starre ihm entgegen. Dieselben großen Ohren, dieselben kleinen Augen und dieselben schmalen Lippen, sogar dieselbe Nase blickten ihn an. Nur Horaces Beinen blieb dieser fürchterliche Vergleich erspart, da sie in gestreiften Pyjamahosen steckten. Alles andere war enthüllt und gröblichst offenkundig.

Und es gab sogar etwas noch Schlimmeres, obgleich der Rasierspiegel es nicht zeigte. Esmond Wileys Wesen war, genau wie sein Äußeres, exakt das seines Vaters. Zaghhaft, vorsichtig – kurz: ein trübsinniger, schwermütiger Herumlungerer. Und genau wie sein Vater hegte er eine tiefe Abneigung gegen den literarischen Geschmack seiner Mutter. Ihm wurde regelrecht übel, wenn Vera versuchte, ihm die Bücher schmackhaft zu machen, die sie als Heranwachsende so beeinflusst, ja so betört hatten. Und die wenigen Male, wenn man ihn nicht beim Herumlungen antraf, war er meist im Bad, den Kopf strategisch günstig über der Toilettenschüssel positioniert.

Kurz und gut, keine Spur von der fröhlichen Theatralik seiner Mutter, keinerlei Sinn für ihre gutherzige Romantik und nicht ein Hauch des leidenschaftlichen Sichgehenlassens und der Vitalität, die auf Mr. Wileys Zartgefühl in den Flitterwochen keinerlei Rücksicht genommen hatten. Was immer Esmond auch an Leidenschaften und Hemmungslosigkeit zu eigen war – und es gab Tage, an denen Mr. Wiley bezweifelte, dass der Junge irgend etwas Derartiges besaß –, es war so gut verborgen, dass Horace Wiley sich gelegentlich fragte, ob sein Sohn womöglich autistisch war.

Mit zehn und sogar mit elf Jahren war Esmond ein auffallend stilles Kind, das, wenn es überhaupt kommunizierte, nur mit der Katze Sackbut sprach, einem kastrierten (ein symbolischer Akt seitens Mrs. Wiley, und zwar einer, der mehr mit Mr. Wileys mangelnder Leistung zu tun hatte als mit Sackbuts persönlichen Neigungen), verfetteten Kater, der rund um die Uhr schlief und sich nur zum Fressen erhob.

So hätte es ewig weitergehen können; Esmond hätte ausschließlich mit dem impotenten Sackbut reden, in Croydon herumlungern und niemals in die Nähe von Northumberland kommen können, geschweige denn in die einer Grope, hätte die Pubertät nicht eine eigenartige Wirkung auf den Jungen gehabt.

Im Alter von vierzehn Jahren veränderte Esmond sich plötzlich und fing an, seinen Gefühlen – ganz im Gegensatz zu der Schüchternheit seiner früheren Lebensjahre – mit einer Veheemenz Ausdruck zu verleihen, die ohrenbetäubend war. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Am Tag vor Esmonds vierzehntem Geburtstag kam Mr. Wiley nach einem nervtötenden Tag in der Bank heim und stellte zu seinem Schrecken fest, dass das Haus von Trommelgetöse widerhallte.

»Was zum Teufel geht hier vor?«, verlangte er mit sehr viel mehr Nachdruck als gewöhnlich zu wissen.

»Esmond hat Geburtstag, und Onkel Albert hat ihm ein Schlagzeug geschenkt«, antwortete Mrs. Wiley. »Ich habe ihm erzählt, dass ich glaube, Esmond ist vielleicht künstlerisch begabt, und Albert sagt, seiner Meinung nach könnte Esmond musikalisches Talent haben.«

»Er hat *was* gesagt?«, brüllte Mr. Wiley, teilweise um seine Ungläubigkeit zum Ausdruck zu bringen und teilweise um sich bei dem Lärm verständlich zu machen.

»Onkel Albert denkt, Esmond ist musikalisch und braucht nur Anregung. Er hat ihm ein Schlagzeug geschenkt. Ich finde das sehr lieb von ihm, du nicht?«

Mr. Wiley behielt seine Gedanken über Onkel Albert für sich. Was immer Veras Bruder auch dazu bewogen haben mochte, einem fraglos hochgradig gestörten Jugendlichen ein Schlagzeug mit riesigen Trommeln zu verehren – und dem höllischen Gewummer nach waren die Dinger in der Tat sehr vielfältig –, »lieb« war nicht das Adjektiv, das Horace Albert zugeordnet hätte. Wahnsinnig? Ja. Böse? Ja. Teuflisch? Ja. Aber »lieb«? Definitiv nein.

Vera war ihrem Bruder sehr zugetan, und außerdem war Albert Ponson ein großer, rotgesichtiger Mann, der ein eindeutig zweifelhaftes Unternehmen führte, das etwas mit Autos aus angeblich zweiter Hand zu tun hatte, die er – für ihn überraschend ehrlich – als »gebraucht« bewarb. Dass Albert Ponson zudem noch die Hälfte einer Schweinefarm besaß, zu der ein Schlachthaus zum Selberschlachten gehörte, ließ Horace Wiley eher nicht dazu neigen, Einspruch gegen das schreckliche Geburtstagsgeschenk seines Schwagers zu erheben. Er war schon

mehrmals im Haus der Ponsons gewesen, einem weitläufigen Bungalow, der ein Stück von der Straße zurückgesetzt inmitten von zehn Morgen Ackerland stand, und der grässliche Kerl hatte darauf bestanden, ihm dieses entsetzliche Schlachthaus zu zeigen. Horace war beim Anblick von so viel Blut und ausgeweideten Kadavern glatt in Ohnmacht gefallen.

Als er sich von diesem fürchterlichen Besuch erholt hatte, war er zu einem klaren Schluss gekommen: Ein bisschen zu viele von Albert Ponsons Konkurrenten im Gebrauchtwarengeschäft hatten beschlossen, sich in aller Eile zur Ruhe zu setzen – oder, wie im Falle von einem oder zwei unbelehrbaren Händlern, ganz und gar zu verschwinden, angeblich nach Australien oder nach Südamerika –, als dass einem dabei wohl gewesen wäre. Die Tatsache, dass Albert es für ratsam gehalten hatte, seinen großen Bungalow in etwas zu verwandeln, was einer Mini-Festung gleichkam, mit kugelsicheren, verspiegelten Fenstern und stahlverstärkten Türen, jagte Horace obendrein nur noch mehr Furcht vor ihm ein. Nein, er durfte nicht einmal daran denken, dieses verdammte Schlagzeug zu erwähnen. Der verfluchte Kerl war ein Gangster. Da war er sich ganz sicher.

Um dem Lärm zu Hause zu entfliehen, fand Horace es zweckdienlich, morgens sehr viel früher in die Bank zu fahren als sonst und abends sehr viel später nach Hause zu kommen. Vera begann allmählich zu glauben, dass Horace versuchte, ihr aus dem Weg zu gehen, und dass es der Lockruf des Pubs war und nicht etwa der Ruf der Arbeit, der ihn spät heimkehren ließ, und tatsächlich war an ihrem Verdacht etwas Wahres dran. Sei es, wie es sei, es blieb den Nachbarn überlassen, sich wegen des Höllenlärms zu beschweren, der – manchmal bis zwei Uhr morgens – aus Edmonds Zimmer drang. Mrs. Wiley

setzte sich nach besten Kräften zur Wehr, doch die Ankunft eines Beamten von der Lärmbekämpfungsbehörde mitten in einer von Esmonds rabiatesten Schlagzeugattacken und die Drohung, Anzeige zu erstatten, wenn er so weitermachte, ließen sie endlich einlenken.

»Trotzdem, ich will, dass er Musikunterricht bekommt, Privatunterricht«, sagte sie zu ihrem Mann und war überrascht, zu erfahren, dass dieser bereits Erkundigungen eingezogen und einen ausgezeichneten Klavierlehrer ausfindig gemacht hatte, der den Vorteil hatte, sechzehn Kilometer weit entfernt in einem abgelegenen Cottage zu wohnen.

Esmond ging fünfmal dorthin, ehe man ihn bat, nicht wiederzukommen.

»Aber warum denn nicht? Dafür muss es doch einen Grund geben, Mr. Howgood«, klagte Mrs. Wiley, doch der Lehrer murmelte nur etwas von den Nerven seiner Frau und Esmonds Schwierigkeiten mit Tonleitern.

Mrs. Wiley wiederholte ihre Frage.

»Grund? Einen Grund?«, erwiderte der Pianist, dem es offenkundig größte Schwierigkeiten bereitete, Esmonds grauenhafte Vorstellung von Musik mit irgend etwas auch nur annähernd Rationalem zu assoziieren. »Abgesehen davon, dass ich mein Klavier nicht zu Tode prügeln lasse ... Nun, das ist der Grund.«

»Zu Tode prügeln? Wovon in aller Welt reden Sie eigentlich?«

Mr. Howgood betrachtete die leere Stelle auf dem Kaminsims, wo die Lieblingsvase seiner Frau gestanden hatte, ein Stück von Bernard Leach, ehe die Vibratoren von Esmonds brutalem Gehämmern auf dem Klavier sie in den Kamin hatten

stürzen lassen.

»Das Klavier ist nicht zur Gänze ein Schlaginstrument«, meinte er schließlich mit gepresster Stimme. »Es hat auch Saiten. Und es ist keine Trommel, Mrs. Wiley, es ist definitiv keine Trommel. Unglücklicherweise kann Ihr Sohn das partout nicht unterscheiden. Falls er überhaupt in irgendeiner Weise musikalisch begabt ist ... nun ja, dann sollte er vielleicht lieber beim Trommeln bleiben.«

Obgleich die musikalische Karriere ihres Sohnes eindeutig einen Knick bekommen hatte, hielt Mrs. Wiley trotzdem hartnäckig an ihrem Glauben fest, dass der frisch gewandelte Esmond von Natur aus künstlerisch veranlagt sei. Nachdem er sich jedoch in der Toilette im Erdgeschoss mit einem wasserfesten Filzstift ausgelebt hatte, kamen selbst ihr einige Bedenken, ob er wirklich Kunstmaler werden sollte. Mr. Wileys Bedenken waren mehr als schwerwiegend.

»Ich lasse doch das Haus nicht verschandeln, nur weil du glaubst, er ist der wiederauferstandene Picasso. Und was das kosten wird ... wenn ich bloß an die Renovierungskosten denke! Auf ein paar Hundert Pfund wird es kommen, das auszubessern, dank des verdammten Filzstifts!«

»Esmond hat bestimmt nicht gewusst, dass die Farbe derart tief in den Putz eindringt.«

Doch Mr. Wiley ließ sich nicht beschwichtigen.

»Sieben Schichten Wandfarbe, und man sieht es immer noch durch. Und wo hat er eigentlich je das Dingsda von einer Frau so zu Gesicht gekriegt? Das möchte ich doch mal wissen.«

Mrs. Wiley zog es vor, das nicht so zu sehen.

»Wir wissen doch gar nicht, ob es das ... das war, was du denkst«, wandte sie ein und stellte ihm eine Falle. »Das ist

doch bloß deine schmutzige Fantasie. Ich habe das nicht als Teil von irgendjemandes Anatomie gesehen; ich habe es als rein abstrakte Zeichnung betrachtet, Linien und Umrisse und Form und ...«

»Umrisse und Form von was?«, verlangte ihr Mann zu wissen. »Also, ich sage dir mal, als was Mrs. Lumsden es gesehen hat. Sie ...«

»Ich will's nicht hören. Das höre ich mir nicht an!«, wehrte Mrs. Wiley ab und sah dann eine Gelegenheit zum Gegenangriff. »Und woher weißt du überhaupt, was sie gesehen hat? Willst du damit sagen, Mrs. Lumsden hat dir erzählt, sie hätte gedacht, das wäre eine ...«

»Mr. Lumsden hat es mir erzählt«, sagte Mr. Wiley, als seine Frau knirschend knapp vor dem Unaussprechlichen hältmachte. »Er ist in die Bank gekommen, damit wir seinen Dispo-Kredit verlängern, und hat ganz zufällig erwähnt, dass seine verdammte Frau doch sehr überrascht gewesen wäre, die Zeichnung eines weiblichen Geschlechtsteils an unserer Toilettenwand zu erblicken, als sie dich neulich Vormittag auf einen Kaffee besucht hat.«

»Oh nein, das ist doch gar nicht möglich. Da war das doch schon überstrichen worden.«

»Stimmt. Zweimal, aber es kam immer noch durch. Mrs. Lumsden hat ihrem Mann erzählt, das Ding sei richtig gewachsen, während sie da gesessen hat.«

»Das glaube ich nicht. Wie soll so was denn wachsen? Zeichnungen wachsen doch nicht. Die hat sich das doch alles nur ausgedacht.«

Horace Wiley meinte, darum ginge es ja wohl nicht. Es ginge darum, dass Mrs. Lumsden gesehen hatte, wie das ... das

verdammte Ding gewachsen sei ... na schön, nicht gewachsen, sondern durch die Farbschichten durchgeschimmert wäre, während sie dort saß. Und dieser Halunke Lumsden versuchte dann doch tatsächlich, seinen Dispokredit zu verlängern, indem er frecherweise damit gedroht hatte, publik zu machen, dass die Wileys, oder genauer gesagt Horace Wiley Vulvas – ja-wohl, zum Teufel mit Dingsdas und Geschlechtsteilen, nennen wir das Kind beim Namen – an seine Toilettenwand malt, und wenn das so sei ...

»Das wirst du doch nicht zulassen? So etwas darf er doch unmöglich behaupten ...«, quiekte Mrs. Wiley.

Horace Wiley schien seine Frau zum allerersten und – möglicherweise – zum allerletzten Mal anzusehen.

»Ich habe natürlich alles abgestritten«, sagte er langsam und hielt inne. »Ich habe ihm gesagt, er soll verdammt noch mal kommen und selber nachsehen, wenn er mir nicht glaubt. Deswegen kommen ja morgen die Maurer, um den ganzen Schaden zu beheben.«

»Den ganzen Schaden? Was denn noch?«

»Den Schaden, den ein Liter Domestos, ein Hammer und eine Lötlampe angerichtet haben, für die ich fünfundzwanzig Pfund bezahlt habe. Und wenn du mir nicht glaubst, geh doch selbst nachschauen.«

Mrs. Wiley war bereits unterwegs, und an dem Schweigen, das sich anschloss, erkannte Horace Wiley, dass ihm zum ersten Mal in ihrem gemeinsamen Eheleben das scheinbar Unmögliche geglückt war. Sie war sprachlos, und die Frage, ob Esmond weiterer künstlerischer Förderung bedürfe, war ein für alle Mal vom Tisch.

Mrs. Wiley hatte jetzt andere Dinge im Kopf, und zwar

hauptsächlich, wie ungemein männlich sie ihren Gatten in dem Moment fand. Während sie die verunstaltete Wand betrachtete, fragte sie sich unwillkürlich, ob Horace sich vielleicht überreden lassen würde, die bis zum heutigen Tage weitgehend ungetragene Lederhose anzuprobieren, die sie ihm als Hochzeitsgeschenk gekauft hatte. Alles in allem hätte es möglicherweise auch etwas Gutes, dass der neuerdings laute Esmond nicht länger herumlungerte.

Zu Veras Pech war der Moment, als Horace endlich durchgriff, genau das: ein Moment. Im Handumdrehen war er wieder so ängstlich wie eh und je. Sicher war sie mit dafür verantwortlich, dass Esmond mit anscheinend sinnloser Zerstörungswut auf alles annähernd Künstlerische oder auch nur Empfindsame reagierte, doch der Einfluss seines Vaters erwies sich während der nächsten paar Jahre als kaum weniger verderblich.

Mr. Wileys Beruf trug zweifellos zu seinem altmodischen Beharren darauf bei, dass zwei und zwei unabänderlich vier ergeben musste, dass Bücher korrekt zu führen seien und dass Geld nicht auf Bäumen wachse, sondern verdient und zinsgünstig angelegt werden müsse. Und dass der zweite Hauptsatz der Thermodynamik nicht nur für die Physik wichtig, sondern auch auf Menschen anwendbar sei. Oder, wie er es eines schwülen Nachmittags Esmond gegenüber ausdrückte, als Vater und Sohn sehr gegen ihren Willen auf einen »hübschen« Spaziergang durch Croham Hurst geschickt worden waren: »Wärme strömt immer von etwas Heißem zu etwas Kaltem, nie umgekehrt. Ist das klar?«

»Du meinst, etwas, das kalt ist, wie zum Beispiel ein Eiswürfel, kann nie eine Gasflamme wärmen?«, fragte Esmond und überraschte seinen Vater einigermaßen mit seinem Scharfsinn. Horace selbst hatte das niemals in derart offensichtliche Begriffe gefasst.

»Genau. Sehr gut. Also, mit Geld ist es genauso. Das Gesetz der Thermodynamik trifft auch auf das Bankwesen zu. Geld fließt immer von denen, die es haben, zu denen, die es nicht

haben.«

Unter den Birken auf der Kuppe von Breakneck Hill blieb Esmond stehen.

»Das verstehe ich nicht«, sagte er. »Wenn die Reichen den Armen andauernd Geld geben, wieso bleiben die Armen dann arm?«

»Weil sie das Geld ausgeben natürlich«, erwiderte Horace gereizt.

»Aber wenn die Reichen ihr Geld weggeben, können sie es doch nicht behalten – und wenn sie es nicht behalten, können sie nicht reich bleiben«, wandte Esmond ein.

Mr. Wiley schaute sehnsüchtig zu einem Golfspieler in der Ferne hinüber und seufzte. Er spielte nicht Golf, doch er wünschte sich, er hätte damit angefangen. Das Verlangen, irgendetwas zu schlagen, war fast überwältigend, und ein kleiner weißer Ball hätte vielleicht als hinlänglicher Ersatz für seinen Sohn herhalten können. Er widerstand dem Impuls und tat sein Bestes, Esmond freundlich lächelnd zu antworten. Nicht, dass er den leisesten Schimmer hatte, was er sagen sollte. Ein Bibelspruch, an den er sich schwach erinnerte, rettete ihn.

»Arme habt ihr allezeit bei euch«, zitierte er.

»Warum haben wir Arme allezeit bei uns?«

Mr. Wiley versuchte, sich einen guten Grund dafür auszudenken. Er hatte sich bisher nie näher mit dem Spruch befasst. Das war nicht notwendig gewesen. Die Armen bedurften seiner Dienste als Filialleiter nicht. Und der einzige Mensch im Viertel der Wileys, den man als nicht wirklich betucht beschreiben könnte, war die alte Mrs. Rugg, die Putzfrau, die zweimal in der Woche kam, um staubzusaugen und die mühsamere Hausarbeit zu erledigen, und ihm für dieses Privileg fünf Pfund die Stunde

abknöpfte. Mr. Wiley fand nicht, dass man so jemanden als arm bezeichnen konnte. Wie dem auch sei, nachdem er einmal damit angefangen hatte, konnte er nun nicht kneifen.

»Arme habt ihr allezeit bei euch«, verkündete er, jäh inspi-riert, »weil sie nicht sparen. Sie geben alles, was sie verdienen, sofort aus, sobald sie es bekommen, und natürlich bekommen die Reichen, die viel klüger sind – deshalb sind sie überhaupt erst reich geworden –, ihr Geld zurück. Es ist ein Kreislauf und beweist, dass ich recht habe. Und jetzt gehe ich nach Hause zum Tee.«

Aus derart ergebnislosen Diskussionen über den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik und einen ganzen Haufen anderer Themen bezog der junge Esmond ein Gefühl der Gewissheit. Tatsächlich war es weniger ein Gefühl der Gewissheit als vielmehr die Überzeugung, dass, wenngleich er niemals verstehen würde, warum manche Dinge so waren, wie sie waren, ihnen doch etwas Unumstößliches und Unveränderliches zu eigen war und man deshalb gar nicht alles zu verstehen brauchte.

Eigentlich war dies eine durchaus tröstliche Schlussfolge-rung. Besonders für einen Heranwachsenden, der nicht nur mit seinem eigenen, sehr zaghaften sexuellen Erwachen zu kämp-fen hatte, sondern auch mit dem Spott der anderen Jungen und – noch schlimmer – der Mädchen. Sie machten sich über seinen Namen lustig, über seine Ohren, sein komisches Aus-sehen und seinen nicht ganz abgelegten Hang zum Lungern, ganz besonders unter Stress. Die Gewaltbereitschaft, die diese Verachtung in Esmond weckte, war vorübergehend durch sein wildes Getrommel und jene verhängnisvollen Klavierstunden gelindert worden, doch diese Zuflucht war ihm jetzt verwehrt.

Da Esmonds derbe Kritzeleien an der Wand der Gästeto-i-

lette keine bleibende Wirkung auf die beklagenswert rührseligen Gefühle hatten, die seine Mutter für ihn hegte und die sie so häufig und in solcher Ausführlichkeit in aller Öffentlichkeit kundtat, war ihm bei der Aussicht auf eine Welt, wo es weitgehend unnötig war, zu verstehen, warum die Dinge so waren, wie sie waren, irgendwie wohler.

Und so kam es, dass Esmond Wiley, der zwischen der unerträglichen Liebe seiner Mutter und den eher nachvollziehbaren, schlichten und unabänderlichen Ansichten seines Vaters zu so ziemlich allem und jedem wählen musste, gedachte, sich Letzteren zum Vorbild zu nehmen. Da im Falle der gesamten Familie keinerlei Betonung auf dem Wort »Denken« lag, war sein Versuch zum Scheitern verurteilt.

In Horace Wiley war in den letzten Wochen eine leise Zuneigung zu seinem Sohn aufgekeimt – ein Junge, der es ihm möglich machte, eine derart wortgewaltige Ehefrau zum Schweigen zu bringen, selbst wenn dazu obszöne Zeichnungen in der Toilette im Erdgeschoss und die Kosten fürs Neuverputzen notwendig waren, konnte nicht wirklich schlecht sein.

Er verzieh ihm sogar das schreckliche Trommelgetöse. Immerhin hatte es Horace morgens früh vor dem eigentlichen Berufsverkehr aus dem Haus getrieben und ihm abends zu einer absolut legitimen Ausrede verholfen, sich im Gibbet & Goose mit ein paar doppelten Scotchs Mut zuzusprechen. Und jetzt, wo er es recht bedachte, waren auch der Besuch des Beamten von der Lärmschutzbehörde und die Drohung, angezeigt zu werden, gar nicht schlecht gewesen. Das hatte Veras Autorität gemindert, genau wie der Skandal um das »wachsende« Dingsda auf der Toilette und Mrs. Lumdens Schilderung ihres dortigen Erlebnisses.

Kurz gesagt, Horace Wiley hatte begonnen, Esmonds destruktive Gaben zu schätzen, die so ganz anders waren als seine eigene vorsichtige und furchtsame Existenz. Seine frühere Abscheu vor dem Jungen, der in jeder Hinsicht sein Doppelgänger hätte sein können, wich einer neuen Warmherzigkeit seinem Sohn gegenüber, gepaart mit tiefer Bewunderung für seine Tatkraft.

Mr. Wileys neu entdeckte Zuneigung löste sich allerdings völlig in Luft auf, als diese frühen Anzeichen der Rebellion sich verflüchtigten und ein geläuterter Esmond stattdessen begann,

sich abermals ein Beispiel an seinem Vater zu nehmen.

Er selbst zu sein war schon schlimm genug, und tatsächlich hatte Horace es stets als zutiefst deprimierende Erfahrung empfunden, jeden Morgen beim Rasieren das eigene Gesicht im Badezimmerspiegel betrachten zu müssen. Aber dann beim Frühstück von seinem Teller mit Haferbrei aufzublicken und eine jüngere Ausgabe seiner selbst vor sich zu sehen, eine fürchterliche Replik, die ihm gegenüberübersaß und sein Verhalten spiegelte, sogar genauso Haferbrei aß wie er, mit demselben Widerstreben – Vera beharrte darauf, Haferbrei sei das Gesündeste für sein Herz –, das machte ihm schwer zu schaffen.

Auch seiner Gesundheit tat es nicht gut, die ohnehin nie die beste gewesen war. Jedenfalls reagierte Horace Wileys Körper jetzt auf dieses Spiegelbild seines jugendlichen Selbst, durchströmt von sprießender Männlichkeit oder von so sprießender Männlichkeit, wie man es von einem angehenden Bankangestellten in Croydon eben erwarten konnte, indem er auf paradoxe Weise ins Greisenalter stürzte, wie um der Qual dieses unerwünschten Wiedererkennens zu entkommen.

Mit fünfundvierzig sah Horace Wiley aus wie sechzig, und ein Jahr später wie fünfundsechzig, so dass ein Kollege aus der Zentrale, der die Filiale in Croydon besuchte, sich allen Ernstes erkundigte, was Horace denn nächstes Jahr zu tun gedenke, wenn er in Rente ginge. An diesem Abend hatte Mr. Wiley statt der üblichen zwei sechs doppelte Scotch intus, als er aus dem Gibbet & Goose heimkehrte.

»Natürlich bin ich betrunken«, sagte er unter einigen Schwierigkeiten zu seiner Frau, als diese ihm Vorwürfe machte. »Und wenn du dich mit meinen Augen sehen könntest, würdest du dich auch betrinken.«

Mrs. Wiley war verständlicherweise aufgebracht.

»Untersteh dich, so mit mir zu reden!«, schrie sie. »Du hast mich geheiratet und versprochen, mich zu ehren, in guten wie in schlechten Tagen. Schließlich ist es nicht meine Schuld, dass ich nicht mehr so schön bin wie früher.«

»Das ist wahr, sehr wahr«, stellte Horace fest, dem diese Bemerkung merkwürdig vorkam. Er hatte sie nie schön gefunden, daher konnte er nicht verstehen, warum sie dieses Thema jetzt zur Sprache brachte. Ehe er das Rätsel lösen und einen Küchenstuhl finden konnte, um daraufzusacken, keifte sie weiter.

»Du solltest dich mal sehen«, fauchte sie.

Horace starrte sie unverwandt an und versuchte, seine Augen scharfzustellen. Sie schien zweimal vorhanden zu sein.

»Das tue ich doch. Andauernd«, nuschelte er und strebte auf den Stuhl zu. »Es ist unerträglich. Es ist furchtbar. Ich kann gar nicht anders, als mich sehen. Ich ... er ist immer da. Ständig verdammt noch mal da.«

Jetzt war seine Frau an der Reihe, ihn anzustarren. Sie war den Umgang mit Betrunkenen nicht gewöhnt, und bisher hatte sie Horace niemals anders erlebt als leicht angeheitert. Dass er in diesem Zustand nach Hause kam, nur um sie zu beleidigen und dann anzufangen, auf einem Küchenstuhl zusammengeunken von sich selbst in der dritten Person zu sprechen, deutete auf mehr hin als lediglich Trunkenheit. Irgendeine Krankheit ging ihr kurz durch den Sinn, vielleicht sogar Demenz, ehe ihr ein Hauch von Scotch entgegenschlug, eine veritable Fahne, während Horace sich mit aschfahlem Gesicht auf die Beine mühte.

»Da ist es schon wieder«, schrie er und starrte mit irrem Blick an ihr vorbei zur Küchentür. »Jetzt gibt es mich zweimal.

Was macht der da in meinem Pyjama?«

Beklommen warf Mrs. Wiley einen Blick über die Schulter. Jetzt ging ihr Delirium tremens durch den Sinn. Vielleicht war Horace ein heimlicher Trinker gewesen, und der Alkohol war ihm schließlich zum Verhängnis geworden und machte ihn wahnsinnig. Doch es war nur Esmond, der dort lungerte. Ehe sie Horace auf diese scheinbar offensichtliche Tatsache hinweisen konnte, legte dieser von Neuem los.

»Fort, verdammter Fleck, fort, sag ich!«, brüllte er, wobei sich die Überdosis Scotch augenscheinlich mit der lebhaften Erinnerung an einen Schulausflug ins Old Vic Theatre vermengte. »Eins, zwei! Nun, dann ist es Zeit, es zu tun. Die Hölle ist finster!«

Horace griff nach einem Küchenmesser, torkelte sturztrunken auf seinen Sohn zu, stieß nach ihm und fiel platt auf den Bauch.

»Was ist denn mit Dad los?«, fragte Esmond, während Vera neben Horace niederkniete und das Messer an sich nahm.

»Er ist nicht er selbst«, antwortete sie. »Oder er scheint zu denken, jemand anders ist er selbst. Los, Esmond, hilf mir mit deinem Dad, bevor ich einen Krankenwagen rufe.«

Gemeinsam schleiften sie Horace die Treppe hinauf und steckten ihn ins Bett. Mittlerweile hatte Vera beschlossen, doch nicht den Arzt zu rufen. Stattdessen rief sie ihren Bruder Albert an, der sagte, er würde morgen früh vorbeikommen.

»Aber ich brauche dich jetzt gleich«, beharrte Vera. »Horace hat gerade versucht, Esmond zu erstechen. Er hat den Verstand verloren.«

Albert behielt seine Ansichten über den Geisteszustand seines Schwagers für sich und legte auf. Er war selbst jenseits des

zulässigen Alkoholimits und hatte nicht die Absicht, seinen Führerschein zu verlieren, nur weil Horace Wiley das versucht hatte, was jeder klar denkende Vater schon vor Jahren getan hätte.

Und während Horace Wiley in betrunkenem Schlummer der Folter seines Familienlebens entfloß, verbrachte seine Frau eine schlaflose Nacht und versuchte, sich mit der Erkenntnis abzufinden, dass ihr Mann wahnsinnig war und dass er seine Stelle in der Bank verlieren und sein Leben im Irrenhaus beenden würde, worüber dann sämtliche Nachbarn Bescheid wüssten. Diese Kombination grauenvoller Resultate ließ sie zu einer sogar noch melodramatischeren Schlussfolgerung gelangen: dass es Horace vielleicht tatsächlich gelingen könnte, ihren geliebten Sohn zu meucheln, sobald sie ihm den Rücken zuwandte.

Vera Wiley beschloss, die beiden nie wieder allein zu lassen. Romantisch veranlagt wie sie war, fand sie die Vorstellung, ihren teuren Esmond verteidigen zu müssen, sogar ein wenig tröstlich, selbst wenn das bedeutete, dass sie dabei selbst von ihrem irren Gatten erstochen wurde. Selbstverständlich würde Horace mit ihr sterben – dafür würde sie sorgen –, und Esmond würde fortan, von Schuldgefühlen gepeinigt und mit dem grässlichen Geheimnis dieser Tragödie für immer gestrafft, allein durchs Leben gehen. Niemals würde er es über sich bringen, sich auch nur einer Menschenseele anzuvertrauen. Vera untermalte diese theatralischen Gedanken mit ein paar Schluchzern und döste schließlich kurz vor dem Morgengrauen ein, während ihr Mann schnarchte.

In seinem Zimmer lauschte Esmond diesen Geräuschen und bemühte sich zu begreifen, was geschehen war und warum sein Vater ihn einen »verdammten Fleck« genannt und ihn geheißen hatte, sich verdammt noch mal zum Teufel zu scheren. Es

war höchst sonderbar und für einen leicht zu beeindruckenden Jugendlichen zutiefst beunruhigend. Was sein Vater mit dem Küchenmesser beabsichtigt hatte, war zu eindeutig gewesen, um es zu ignorieren.

Derart eingezwängt zwischen einer peinlich sentimental Mutter und einem nachweislich mordlustigen Vater, oder zumindest einem, der sich ganz und gar nicht rational verhielt, war es kein Wunder, dass Esmond das Bedürfnis empfand, sich in ein weniger verwirrendes Umfeld abzusetzen, wo er nicht von seiner Mutter dermaßen kritiklos akzeptiert und von seinem Vater derart heftig abgelehnt wurde. Es gab noch andere Welten zu erobern, und je eher er eine finden konnte, die ihm zusagte, desto besser. Als er endlich einschlief, hatte Esmond in seinem ersten rebellischen Akt seit dem unseligen Experiment mit dem Schlagzeug beschlossen, von zu Hause wegzu laufen. Es war einfach zu schlimm. Er wollte sich nicht mit einer solchen Behandlung abfinden, und selbst wenn er am Ende auf der Straße stand, arm und hungrig und ohne Freunde, so war das bestimmt besser als dies hier.

Doch die Ankunft seines Onkels Albert, der am nächsten Morgen in seinem Aston Martin vorfuhr, nachdem Esmond zur Schule gegangen war, bewahrte ihn vor diesem verzweifelten Schritt.

»Also, was ist hier los?«, verlangte Albert Ponson mit seiner wie üblich lauten Stimme zu wissen, sobald er das Haus betreten hatte. Vera schob ihn eilends in die Küche und machte die Tür zu.

»Es geht um Horace. Er ist betrunken nach Hause gekommen und hat angefangen, Esmond anzubrüllen, und dann hat er sich ein Messer geschnappt und versucht, ihn umzubringen.

Er hat auch ganz furchtbare Sachen über mich gesagt und dass es zwei von ihm geben würde und ...«

»Zwei was von ihm?«, unterbrach Albert.

»Ich weiß es nicht. Er hat sinnloses Zeug geredet. Er hat nur gesagt, er würde sich andauernd ansehen und er könnte es nicht mehr aushalten.«

Albert ließ sich diese Vorstellung durch den Kopf gehen und glaubte zu verstehen.

»Kann ich ihm nicht verdenken. Grottenhässlicher Kerl. Kommt davon, wenn man in einer Bank arbeitet. Mir ist noch kein Bankangestellter untergekommen, der nicht verdammtes drauf war. Ich verstehe wirklich nicht, wieso du ihn geheiratet hast.«

»Weil er mich leidenschaftlich geliebt hat. Er konnte nicht ohne mich leben«, erwiederte Vera, die diese Fiktion schon lange zum Fakt erklärt hatte. »Wir haben uns verlobt ... er hat mir auf Beachy Head einen Heiratsantrag gemacht und ...«

»Ja, das weiß ich, und ob ich das weiß«, wehrte Albert ab, bevor er sich die Geschichte noch einmal anhören musste. »Was ich wissen will, ist, was ich deiner Meinung nach jetzt mit ihm machen soll, wo er vollkommen durchgeknallt ist. Was sagt denn der Arzt?«

Vera ließ sich unglücklich am Küchentisch nieder und schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht. Ich meine, wenn ich den Arzt hole, dann sagt er vielleicht, dass Horace ... na ja, dass er nicht ganz richtig im Kopf ist, und dann würde er seinen Job in der Bank verlieren, und was wird dann aus uns?«

»Wo ist Horace jetzt?«

»Er liegt oben im Bett. Ich habe in der Bank angerufen und

gesagt, er hat erhöhte Temperatur und kommt ein, zwei Tage nicht zur Arbeit. Oh Albert, ich weiß nicht, was ich tun soll!« Sie hielt inne und blickte zu der Schublade hinüber, wo sich das Küchenmesser befand. »Ich meine, vielleicht bin ich ja das nächste Mal nicht da, wenn er auf Esmond losgeht.«

»Ist er früher schon mal auf ihn losgegangen?«

Vera schüttelte den Kopf.

»Und was hat Esmond gesagt?«

»Er hat nur gefragt, was mit seinem Dad los wäre.«

»Du meinst, er hat nichts gesagt, was Horace geärgert hat?«

»Kein Wort hat er gesagt. Er ist einfach nur im Pyjama heruntergekommen, um zu sehen, warum Horace herumgebrüllt und gefaselt hat, es würde zwei von ihm geben. Der arme Junge hatte gar keine Möglichkeit, irgendwas zu sagen. Horace hat sofort nach dem Messer gegriffen und sich auf ihn gestürzt. Es war entsetzlich.«

»Glaub ich dir gern«, bemerkte Albert, der sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, dass sein Schwager etwas so Unüberlegtes tat. Ebenso wenig, wie er sich vorstellen konnte, dass Horace Vera auf den Klippen von Beachy Head einen leidenschaftlichen Antrag gemacht hatte. Verdammt, er musste sternhagelvoll gewesen sein, dass er in Veras Beisein auf Esmond losgegangen war. Sogar Albert hätte zweimal nachgedacht, ehe er sich mit seiner Schwester anlegte.

»Ich verstehe immer noch nicht, was ich da machen könnte«, fuhr er fort. »Ich meine ... na ja, mein Rat wäre, ihn von der Flasche fernzuhalten.«

»Du glaubst doch wohl nicht, dass ich ihm erlaube, hier im Haus zu trinken?«, entrüstete sich Vera. »Das tue ich nämlich ganz sicher nicht. Bloß ein Glas Wein zu Weihnachten, aber das

ist etwas anderes.«

Wieder musste Albert sich ein völlig neues Bild vom Charakter seines Schwagers machen.

»Du willst mir doch wohl nicht erzählen, er lässt sich in irgendwelchen Pubs volllaufen? Horace in einem Pub? Ich fasse es nicht. Bankangestellte gehen doch nicht mal in die Nähe eines Pubs. Das verstößt gegen ihre Standesregeln.«

»Na ja, irgendwo betrinkt er sich ganz fürchterlich, so viel steht fest. Er kommt nach Hause und riecht wie eine Brauerei. Und er kommt immer spät. Er steht ganz früh morgens auf und kommt so spät zurück, dass ich sein Abendessen im Ofen warmstellen muss. Geh auf jeden Fall rauf und rede mit ihm. Ich will wissen, was los ist.«

Albert gab nach. In der Gebrauchtwagenszene von Essex mochte er den Leuten vielleicht Respekt einflößen, gegen seine Schwester jedoch hatte er sich noch nie durchsetzen können. Er ging nach oben und stellte fest, dass Horace grauenvoll aussah.

»Hallo«, dröhnte er. »Was hab ich da gehört, du hättest zu tief ins Glas geschaut und wärst mit'nem Messer auf Esmond losgegangen?«

Mr. Wiley rutschte tiefer in sein Bett. Er konnte seinen Schwager selbst in den besten Zeiten nicht ertragen, und diese waren die denkbar schlimmsten. Er hatte furchtbare Kopfschmerzen, und die Schrecken des Abends verfolgten ihn noch immer. Von einem Mann ausgefragt zu werden, den er für einen Verbrecher und möglicherweise auch noch für eine Art Gangsterboss hielt, war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

»Ich weiß gar nicht, wovon du redest«, murmelte er schwach. »Mir geht's nicht besonders.«

»Brauchst du mir nicht zu erzählen, Horace, brauchst du mir nicht zu erzählen«, erwiderte Albert und zog mit einem Ruck die Vorhänge auf.

Stöhnend duckte sich Mr. Wiley unter die Bettdecke, doch sein Schwager war nicht zu bremsen. Albert rächte sich für Horaces jahrelange moralische Überlegenheit. Er setzte sich schwer auf die Bettkante und zog dem von Übelkeit gequälten Mann die Bettdecke vom Gesicht. Im hellen Sonnenlicht sah Mr. Wiley noch schlechter aus und fühlte sich sogar noch elender, als er aussah. Selbst Albert Ponson war erschüttert.

»Meine Fresse«, bemerkte er. »Du hast was deutlich Schlimmeres als'nen Kater, Kumpel. Aber hallo.«

»Ich weiß.«

»Weißt du, was es ist?«, erkundigte sich Albert beinahe mit-fühlend. Das hier war ja etwas fürs Totenbett.

»Ja«, antwortete Horace. »Das weiß ich sehr wohl.«

»Doch wohl keine Syph, oder?« Alberts Gedanken pflegten schmutzige Wege einzuschlagen.

»Keine was?«, fragte Horace, dessen Gedanken das nicht taten.

»Na du weißt schon. Die alte Nummer. Syph oder Tripper.«

»Ganz bestimmt nicht«, empörte sich Horace, der vor Schreck einen Augenblick sein Unwohlsein vergaß. »Wofür zum Teufel hältst du mich?«

»Schon gut, schon gut. Kein Grund, sich deswegen aufzuregen. Ich frag ja nur. Kann doch jedem passieren.«

»Also mir nicht«, gab Horace zurück und sank nur leicht besänftigt wieder auf sein Kissen.

Albert Ponsons nächste Bemerkung half ihm ganz und gar nicht.

»Ich sag doch nur, du siehst aus, als ob du dich schon mal bei'nem guten Bestattungsunternehmen anmelden solltest. Ich hab Kerle gesehen, die haben besser ausgesehen, als man bei ihnen die künstliche Beatmung abgestellt hat.«

Horace starrte ihn giftig an.

»Vielen Dank«, schnappte er. »Du bist wirklich ein großer Trost. Und wenn du nichts dagegen hast, wäre ich jetzt dankbar, wenn du wieder runtergehst und mich ein bisschen ausruhen lässt.«

Doch Albert ließ sich nicht so leicht vertreiben.

»Geht nicht«, erwiderte er. »Vera will wissen, was Sache ist. Du stehst früh auf, kommst spät nach Hause und stinkst nach Fusel – hast du was nebenbei laufen?«

»Nebenbei? Was meinst du denn damit?«

»'ne Braut, eine Freundin. Du weißt schon, 'ne Tussi.«

»Also du kannst runtergehen und ihr sagen, ich habe nichts nebenbei laufen«, verkündete Horace. »Es ist nichts dergleichen.«

Zweifelnd sah Albert ihn an.

»Na schön. Ich glaub's dir, obwohl viele das nicht tun würden. Es ist doch kein Krebs, oder?«

»Nein. Es ist keine normale Krankheit. Es ist viel schlimmer.«

Er hielt inne. Albert Ponson war nicht die Sorte Mensch, der er sich anvertrauen wollte. Er würde nicht im Mindesten verstehen, was für Probleme es mit sich brachte, einen Sohn wie Esmond zu haben, der genauso aussah wie man selber und sich genauso benahm wie man selber. Nein, Albert wäre überhaupt keine Hilfe. Einem Mann, der herumlief und völlig unmusikalischen Neffen Schlagzeuge schenkte, musste ja jegliche Sensibili-

lität fehlen.

Andererseits konnte Horace sich nicht dazu durchringen, Vera von seinen Gefühlen zu erzählen. Ihre hingebungsvolle Zuneigung zu Esmond und ihre grässliche Sentimentalität empfand Horace inzwischen als geradezu sadistisch oder zumindest als eine Form von Gewalt. Er konnte ihr unmöglich gestehen, was Sache war. Alles war besser als die schreckliche Szene, die selbst auf die leiseste Andeutung folgen würde, dass Horace den Anblick seines Sohnes nicht ertragen konnte. Albert war von seiner Schwester ausreichend eingeschüchtert, um das zu begreifen. Jäh kam Horace zu einem Entschluss.

»Es ist Esmond. Das ist es, was mit mir los ist. Er tut meiner Psyche fürchterliche Dinge an.«

Albert Ponson bemühte sich, mit dieser Behauptung zurande zu kommen. Da er im Gebrauchtwagenhandel tätig war, verstand er etwas von Psychologie, Psyche jedoch war ihm neu.

»Du meinst, mit dem Schlagzeug? Ja, na ja, Vera hat mir davon erzählt und all das, aber ...«

»Nicht das Schlagzeug«, wehrte Horace ab. »Und auch nicht das Klavierüben. Er selbst ...« Er seufzte erbärmlich. »Du hast keine Familie, deshalb hast du keine Ahnung.«

»Nein, Belinda und ich sind nicht mit Kindern gesegnet worden«, erwiderte Albert ein wenig steif. Offensichtlich war das ein wunder Punkt.

»Gesegnet? Gesegnet? Du weißt ja gar nicht, was für ein Glück du hast.«

»So würde ich das nicht ausdrücken. Ich meine, wir haben es jahrelang versucht. Irgendwas muss bei Belinda da drinnen nicht stimmen, weil an mir liegt's ganz sicher nicht ... Egal, was stimmt denn nicht mit Esmond? Scheint doch ein feiner, stram-

mer Bengel zu sein.«

Einen Augenblick lang vergaß Horace seinen Kater. Es war ihm niemals in den Sinn gekommen, dass irgendjemand Esmond als etwas Feines, Strammes betrachten könnte, und das mit dem »Bengel« war definitiv verdächtig.

»Du lügst«, sagte er. »Er ist nicht fein, und stramm ist er ganz bestimmt nicht. Er sieht haargenau so aus wie ich in dem Alter, und das ist etwas, das ich meinem schlimmsten Feind nicht wünschen würde. Ich kann ihn nicht ertragen und will seine jämmerliche Visage nie wiedersehen.«

Albert Ponson starrte Horace an und versuchte, diese außergewöhnliche Bemerkung zu erfassen. Er hatte seinen Schwager noch nie auch nur im Mindesten sympathisch gefunden und hatte niemals begriffen, warum Vera den Mann geheiratet hatte, doch er teilte die simple Sentimentalität seiner Schwester und ihren Glauben an die einfachsten Familienbande. In seiner Welt hatten Väter ihre Söhne zu lieben oder wenigstens stolz auf sie zu sein. Es war dasselbe wie bei Katzen und Hunden. Man mochte sie gern, weil sie einem gehörten. Herumzulaufen und zu verkünden, dass man seinen eigenen Sohn nicht ausstehen konnte, war nicht nur einfach nicht nett – es war widernatürlich.

»Das ist aber gar nicht nett, so was zu sagen, Horace«, stellte er schließlich fest. »Überhaupt nicht nett. Esmond ist dein Sohn. Es ist doch nur recht und billig, dass er so aussieht wie du. Wäre doch verdammt merkwürdig, wenn's nicht so wäre. Ich meine, wenn ich einen Sohn hätte und der würde aussehen wie jemand anders, dann wäre ich nicht besonders glücklich, wo ich doch so oft von zu Hause weg bin, verstehst du, was ich meine?«

Horace glaubte zu verstehen, doch er behielt seine Gedanken für sich. Allmählich kam ihm eine absolut bemerkenswerte Idee. Dazu war die Kooperation seines Schwagers nötig, doch der durfte davon nichts merken. Horace würde wirklich sehr behutsam vorgehen müssen. Er griff auf seine Erfahrung als Filialleiter der Lowland Bank zurück. Seit mehr Jahren, als er zählen möchte, hatte er Kunden, die Dispokredite am allerwenigsten brauchten, dazu überredet, sie aufzunehmen, während er kleinen Unternehmen Kredite verweigert hatte, die sie dringend benötigten.

»Na ja, ich gebe dir ja recht, dass es nicht richtig ist, so zu empfinden, wie ich es tue. Das weiß ich, aber ich kann nichts dagegen machen. Ständig hängt er hier herum und bedrängt mich. Es ist ... es ist, als hätte ich ein Double.«

»Ein Double?«, fragte Albert, der mit diesem Begriff ebenso Probleme hatte wie mit dem Wort Psyche. Was vielleicht verständlich war, wenn man bedachte, dass sein Verstand nur selten die Welt des Autokaufens und -verkaufens verließ. Und von einer Marke namens Double hatte er ganz bestimmt noch nie gehört.

»Einen Doppelgänger, jemand, der immer bei einem ist und sich genauso benimmt wie man selbst, und man wird ihn nicht los«, erklärte Horace. Mit einem unheilvollen Glitzern in den Augen hielt er inne. »Außer indem man ihn umbringt.«

»Meine Fresse«, stieß Albert hervor, nunmehr ernsthaft erschrocken. Horace war eindeutig vollkommen übergeschnappt. »Willst du etwa sagen, du willst ihn ermorden?«

»Ich will nicht. Ich muss. Du weißt ja nicht, wie das ist, nie von jemandem wegzukönnen, der ganz genauso ist wie du, aber auch wieder nicht. Wenn er nur mal eine Weile weggehen

und mich in Ruhe lassen würde, dann würde ich mich gleich viel besser fühlen. Ich meine, es ist nicht schön, dieses schreckliche Bedürfnis zu haben, den eigenen Sohn am liebsten ermorden zu wollen. Und gleichzeitig muss ich auch an Vera denken. Ich würde ja meinen Job an den Nagel hängen und selber weggehen, aber ich muss sie doch versorgen und meinen Lebensunterhalt verdienen, und sie war immer so eine wunderbare Ehefrau, da möchte ich natürlich nichts tun, was ihr Kummer machen würde.«

Albert Ponson überdachte diese Worte und fand es schwer, sie mit Horaces furchtbarem Drang in Einklang zu bringen, Esmond zu töten. »Kummer« war sehr milde ausgedrückt. Veras Reaktion würde um ein Vielfaches tödlicher ausfallen. Tatsächlich würde die Adresse Selhurst Road 143 in die Annalen der britischen Kriminalgeschichte eingehen und zusammen mit Rillington Place und anderen Häusern genannt werden, in denen eine ganze Reihe von Schreckenstaten stattgefunden hatten. Und für »Ponsons Autos aus zweiter Hand« wäre das auch nicht gerade vorteilhaft.

Horace sah, dass Albert schwach wurde, und schlug abermals zu.

»Ich hab auch schon darüber nachgedacht, wie ich es mache. Natürlich muss ich jede Spur von ihm beseitigen«, meinte er. »Ich kann ihn doch nicht zerstückeln und im Garten oder im Keller vergraben. Also müsste ich seine Leiche in Säure auflösen. Ich habe die Wassertonne hinter der Garage ausgemessen, und er würde da problemlos reinpassen, mit seinen schlaksigen Armen und Beinen und dem ganzen Rest. Und ich habe einen Kunden in der Bank, der handelt mit Säure und Chemikalien, der könnte mir ganz billig hundertachtzig Liter Salpeter-

säure besorgen.«

Albert ließ den Kopf in die Hände sinken und hörte dem wirren Gefasel seines Schwagers nur mit halbem Ohr zu. Jegliche Hoffnung, sich schnell in die relative Normalität des heimischen Bungalows flüchten zu können, schwand.

Als Albert Ponson schließlich wieder nach unten ging, war er zutiefst erschüttert. Seine Gefühle für seinen Schwager hatten sich von Verachtung zu Abscheu und Furcht gewandelt. Der verdammte Kerl hatte seine Pläne, wie er sich Esmonds sterblicher Überreste zu entledigen gedachte, mit einem solchen Ausmaß an Details und einem Genuss geschildert, dass es vollkommen überzeugend gewesen war. Horace Wiley mochte Bankangestellter sein, doch er war drauf und dran, sich in einen mordgierigen Irren zu verwandeln. Und um den Eindruck kompletten Wahnsinns noch zu verstärken, hatte er die Erläuterung seiner Säurebad-Technik immer wieder mit Bemerkungen unterbrochen, dass er seine Frau liebe und sich Sorgen um sie mache.

Albert Ponson teilte diese Sorge. Bei dem Gedanken, in die Küche zu marschieren und Vera zu verkünden, dass ihr verfluchter Ehemann die Wassertonne hinter der Garage in der Absicht ausgemessen hatte, ihren Sohn dort hineinzustopfen und dann mit siebzig Litern konzentrierter Salpetersäure zu begießen, gefror ihm das Blut in den Adern.

»Es ist eine große Tonne, aber wenn Esmond da drin liegt, dann brauche ich wohl nicht mehr als achtzig Liter«, hatte Horace gesagt. »Ich kann ja später noch etwas nachschütteln, wenn sich die Leiche zum größten Teil aufgelöst hat. Und da ist ein Deckel drauf, also käme niemand auch nur im Traum auf die Idee, dort nach ihm zu suchen. Da würde man doch zuallerletzt nach ihm suchen, meinst du nicht?«

Albert Ponson war kaum noch in der Lage gewesen, über-

haupt zu denken. Das Äußerste, was er fertigbrachte, war, wieder und wieder zu murmeln: »Ich glaub's einfach nicht, was ich da höre.« Jetzt jedoch, als er zaudernd vor der Küchentür stand, dachte er angestrengt nach und kam zu einem Entschluss. Der würde Vera nicht gefallen, aber da musste sie eben durch. Besser, als Esmond in einem Säurefass zu verlieren.

»Ich habe mich lange mit Horace unterhalten«, berichtete er ihr. »Und was er braucht, ist völlige Ruhe, wenn er einen totalen Nervenzusammenbruch vermeiden will. Und offensichtlich ist ein Teil des Problems, dass er Esmond hier im Hause ständig um sich hat.«

»Aber er ist doch gar nicht ständig zu Hause. Er ist in der Schule. Und außerdem, selbst wenn er hier wäre, Horace ist doch so gut wie gar nie da. Er ist in der Bank. Oder im Pub. Er geht in aller Herrgottsfrühe, und dann kommt er betrunken nach Hause und ...«

»Ja, das weiß ich ja alles«, fiel Albert ihr ins Wort. »Aber das kommt davon, dass Esmond ... Das ist eins von Horaces Symptomen. Er leidet unter ... na ja, unter Stress.«

»Stress? Was denn für Stress? Und was ist mit mir? Glaubst du vielleicht, ich bin nicht gestresst, mit einem alkoholsüchtigen Ehemann, der nach Hause kommt und versucht, meinen einzigen Sohn mit einem Küchenmesser umzubringen und ...«

»Ich weiß. Ich weiß, dass du gestresst bist«, unterbrach Albert sie abermals, verzweifelt bemüht, sich nicht in eine Diskussion über Horaces Mordgelüste verwickeln zu lassen. Verglichen mit Wassertonnen voller Salpetersäure waren Küchenmesser Kleinkram.

»Die Sache ist die, Horace braucht ...« Er stockte und suchte nach einem passenden Wort. »Er braucht Freiraum. Er hat eine

Lebenskrise.«

»Eine Lebenskrise?«, wiederholte Vera zweifelnd.

»Ja, eine Midlifekrise, so ähnlich ... so, als wäre er in den männlichen Wechseljahren. Was ist denn los?«

Vera hatte auf höchst unangenehme Weise geschnaubt.

»Von wegen männliche Wechseljahre«, fauchte sie verbittert. »So ist er schon, seit ich ihn geheiratet habe. Er hätte nicht bis zur Lebensmitte warten zu brauchen, um die männlichen Wechseljahre zu kriegen. Wenn du wüsstest, was ich in den letzten sechzehn Jahren auszuhalten hatte. Wenn du nur wüsstest ...«

Doch Albert wollte es nicht wissen. Er war kein zimperlicher oder auch nur ansatzweise empfindsamer Mensch, doch es gab Dinge, über die er definitiv nichts hören wollte, und das Sexleben seiner Schwester war eins davon.

»Hör zu«, sagte er. »Du hast mich hergebeten, damit ich mit Horace rede und das Ganze ins Lot bringe, und genau das versuche ich ja. Und was ich sage, ist, dass Horace kurz vor einem ziemlich heftigen Zusammenbruch steht. Also wenn du möchtest, dass er seinen Job verliert und Stütze beantragen muss und zu Hause vor der Glotze hockt ...«, er hielt inne; unverhofft kam ihm eine Idee, »das heißt, wenn ihr dann noch eine Glotze habt, bei all den Schulden, die er angehäuft hat ...«

Die Vorstellung, dass Horace Schulden hatte, ließ Vera auffahren, genau wie Albert es erwartet hatte. Sentimental war sie ja vielleicht, doch sie war immer noch eine Ponson, und Geld war ihr wichtig.

»Oh Gott«, stieß sie hervor. Das war ja noch schlimmer, als sie gedacht hatte. »Sag bloß nicht, er hat uns zu allem anderen auch noch in Schulden gestürzt. Er hat gespielt, nicht wahr?

Erst das Trinken, dann die Sache mit dem Messer, und jetzt das.
Oh Albert, was sollen wir nur tun?«

Albert zog ein Taschentuch hervor und wischte sich die Stirn ab. Er hatte gewusst, dass Vera die Wand hochgehen würde, wenn er von Geld und Schulden anfing. Doch wie erwartet hörte sie ihm jetzt sehr viel aufmerksamer zu.

»Das Wichtigste ist, ihn dahin zu kriegen, dass er wieder arbeitet«, erklärte er. »Die Schulden sind nicht sein Hauptproblem, obwohl ich nicht weiß, was ihn geritten hat, all euer Geld in Aktien und Wertpapieren anzulegen. Egal, es heißt, der Aktienmarkt ist im Aufschwung, und solange er bei der Bank arbeitet, kann er das alles regeln. Also, was er wirklich braucht, ist Zeit für sich und Abstand von Esmond. Wer weiß, was sonst noch passiert.«

»Aber Ende dieser Woche fangen die Ferien an, und wie soll ich denn verhindern, dass mein kleiner Liebling Esmond Horace auf die Nerven geht? Er ist so ein liebenswerter Junge, will immer hilfsbereit sein und ...«

»Darüber habe ich schon nachgedacht«, verkündete Albert, ehe sie in ihre Übelkeit erregende Sülzerei verfallen konnte. »Esmond kann zu uns kommen, mir ein bisschen zur Hand gehen und Horace ein bisschen Ruhe und Frieden verschaffen, damit er wieder gesund wird ...«

Im Obergeschoss lauschte Horace Wiley dem Stimmengemurmel in der Küche und fühlte sich besser. Die Nummer mit dem Wasserfass hatte gezogen. Sogar Albert hatte eine komische Farbe angenommen, als er das gehört hatte.

In Albert Ponsons riesigem Bungalow, mit seinem Mix aus Flockdrucktapeten, goldenen Dralonsofas und knöcheltiefem rosa Teppichboden, wo jedes Schlafzimmer sowohl mit einem Bad als auch mit einem Jacuzzi ausgestattet war, wurde die Neuigkeit, dass dieser Ort demnächst von Esmond Wiley heimgesucht werden würde, nicht unbedingt freudig aufgenommen.

Belinda Ponson, Alberts Frau, war keine füllige, laute, schillernde Person wie ihre Schwägerin, und sentimental war sie ganz bestimmt nicht. Am besten konnte man sie als ruhig und ordnungsliebend beschreiben – wenngleich sie nicht immer so gewesen war –, und besonders heikel war sie, wenn es um ihre Wohnungseinrichtung ging. Der Gedanke daran, was ein Halbwüchsiger mit schlammverschmierten Schuhen und ölichen Händen der Flortapete und den Dralonsofas antun könnte, ganz zu schweigen von dem rosa Teppich, beunruhigte sie zutiefst.

»Ich lasse nicht zu, dass er alles verschandelt«, sagte sie zu Albert, der stets vor der Haustür die Schuhe ausziehen und ein Paar Pantoffeln überstreifen musste, ehe er den Bungalow betrat. »Ich weiß, wie Jungs sind. Deine Schwester hat ihren Sohn fürchterlich verzogen, und waschen tut er sich bestimmt auch nicht. Was ist bloß über dich gekommen, ihn einzuladen, ohne mich zu fragen?«

»Horace ist über mich gekommen«, erwiderte Albert kurz angebunden. »Er ist übergeschnappt.«

»Das ist mir egal. Er hat dir niemals einen Gefallen getan, ich möchte also wirklich mal wissen, warum du ihm einen tun

musst.«

»Weil, wie gesagt, er ist völlig von der Rolle, und er wird weiter von der Rolle sein und noch was Schlimmes anrichten, wenn er den Jungen ständig um sich hat. Ich will mich nicht für den Rest ihres Lebens um Vera kümmern müssen. Möchtest du etwa, dass sie hier wohnt und sich in alles einmischt?«

Darauf brauchte Belinda nicht zu antworten.

»Also, ich will nur nicht, dass Esmond seine Freundinnen hier anschleppt und in dreckigen Jeans herumfläzt und mir das Haus auf den Kopf stellt.«

Albert schenkte sich aus einer geschliffenen Glaskaraffe mit einem goldenen Etikett, auf dem Chivas Regal stand, einen großen Scotch ein.

»Er trägt keine Jeans. Er rennt in einem dunkelblauen Anzug rum, mit Krawatte, genau wie sein Dad«, bemerkte er. »Das ist es ja, was Horace in den Wahnsinn getrieben hat. Er sagt, es ist, als gäbe es ihn selbst noch einmal im Haus.«

»Ihn selbst noch einmal? Wovon redest du eigentlich? So einen Blödsinn habe ich noch nie gehört.«

»Als ob er ein Double ... einen Doppelgänger hätte. Als wäre er eine gespaltene Persönlichkeit. Und wenn man Horace so sieht, ich meine, wie er aussieht, dann muss es verdammt grässlich sein, ihn zweimal im Haus zu haben.«

»Wenn das so ist, dann will ich nicht mal einen davon hierhaben«, sagte Belinda. »Deine Schwester kann alle drei behalten.«

»Alle drei? Was zum Teufel quatschst du denn da?«, wollte Albert wissen. Doch Belinda war bereits in die Poggenpohl-Küche marschiert, um sich an der Waschmaschine abzureagieren.

Die Annehmlichkeiten des modernen Lebens hatten auf sie

die übliche beruhigende, besänftigende Wirkung. Fast verbargen sie ihre Gefühle vor ihr selbst. Der Mixer, die Mikrowelle, der auf Schulterhöhe eingebaute Backofen mit Drehspieß, die Espressomaschine und die Edelstahlspüle mit dem separaten Hahn für gefiltertes Wasser, all das diente ihr als Bestätigung, dass ihr Leben einen Sinn hatte, auch wenn das Leben mit Albert oft das Gegenteil nahelegte.

Albert konnte sein Schwimmbad haben und seine ledergepolsterte Bar mit den aus Sätteln und Steigbügeln fabrizierten Barhockern und den Wildwest-Nummernschildern und Flaggen. Sogar seinen *Yellow Rose of Texas*-Aufkleber auf der Stoßstange; er konnte seine Grillpartys und seinen Gasgrill haben, um seine Freunde zu beeindrucken und seine Männlichkeit zu beweisen. Er konnte im Grunde alles haben, was er wollte – außer ihrer Küche und ihren geheimen Gedanken. Auch ihr unbefriedigtes Verlangen ging ihn nichts an. Obwohl, wenn sie es recht bedachte, dürfte er das durchaus zur Kenntnis nehmen und befriedigen. Die Küche jedoch, die war sakrosankt, auch wenn sich dahinter nur ihre anderen Bedürfnisse verbargen.

Belinda Ponson sann über Esmond Wileys Besuch nach. Wenn er wirklich so war wie sein Vater und einen dunklen Anzug mit Krawatte trug, dann war er vielleicht genau das Gegenbild gegen Albert, auf das sie gewartet hatte. Albert war zu platt und zu ungehobelt. Und es war ihm nicht gelungen, ihr das zu geben, was sie sich mehr wünschte als alles andere auf der Welt. Eine Tochter. Etwas, wovon sie geträumt hatte, seit sie selbst ein kleines Mädchen gewesen war, umgeben von Großmüttern und Tanten und Cousinen.

Belindas Miene hellte sich auf. Vielleicht konnte der Junge ja etwas anderes sein. So etwas wie ein Lustknabe. Sie wusste

ganz genau, dass Albert ihr in all den Jahren ihrer Ehe nicht treu gewesen war, und vielleicht war dies der Moment, sich von dem schrecklichen Kerl zu befreien.

Wenn Esmond so war wie sein Vater, dann war es durchaus wahrscheinlich, dass er schüchtern, fügsam und leicht zu beeinflussen war. Tatsächlich fand Belinda die Vorstellung, Esmond im Haus zu haben, immer erfreulicher, je länger sie darüber nachdachte.

Beinahe genau gegensätzliche Gedanken gingen Vera Wiley durch den Kopf.

Vera war noch immer nicht über den Schock hinweggekommen, dass Horace durch Börsenspekulationen Schulden gemacht hatte. Sie ertrug den Gedanken nicht, was für Konsequenzen es hätte, wenn er sich nicht von seinem Zusammenbruch erholte, an seinen Schreibtisch in der Bank zurückkehrte und alles an Wertpapieren verkaufte, was er noch besaß, sobald der Markt wieder anzog.

Andererseits fand sie die Aussicht grauenvoll, auch nur vorübergehend von Esmond getrennt zu sein, ihrem Kind der Liebe. Und besonders dass er Belinda besuchen sollte, diese Ziege von Schwägerin. Albert war ja auf seine eigene schroffe Art ganz in Ordnung, auch wenn seine Geschäfte ein wenig fragwürdig waren, diese Belinda aber, die war überhaupt kein netter Mensch.

»Ich kann es gar nicht oft genug sagen«, verkündete sie Horace, ohne zu übertreiben, »diese Belinda ist kalt wie eine Hundeschnauze. Ich kann mir gar nicht vorstellen, was Albert an der findet.«

Horace konnte sich das durchaus vorstellen, doch er behielt seine Ansichten zu diesem Thema für sich. Alberts Entschluss, eine ausgebildete Juristin für Immobilienrecht und Steuerfragen zur Frau zu nehmen, war für einen Mann in seiner Branche sehr schlau gewesen. Tief in seinem eigenen verschlagenen Herzen beneidete Horace ihn ziemlich. Außerdem war Belinda eine attraktive Frau und hatte sich ihre Figur bewahrt, was

mehr war, als man von Vera behaupten konnte. Und was ihm noch mehr gefiel, sie hielt Distanz, zumindest, wenn die Ponsons Besuch hatten. Sie war einfach da, im Hintergrund, machte sich in der Küche nützlich und drängte sich nicht in den Mittelpunkt wie Albert und Vera.

Nicht, dass die Wileys zu vielen Partys der Ponsons eingeladen wurden, und die, auf denen sie gewesen waren, waren für Horaces Geschmack und für seinen Ruf als respektabler Filialleiter zu wüst gewesen. Und nach dem, was man so hörte, waren das noch harmlose Zusammentreffen, verglichen mit einigen, mit denen Albert geprahlt hatte. Sogar Vera war über die Schilderungen ihres Bruders von Pärchen in den Jacuzzis schockiert gewesen, obwohl Horace ihr insgeheim eine ordentliche Portion Neid unterstellt hatte. Umso mehr verblüffte es ihn, dass sie bereit war, Esmond den Sommer über zu den Ponsons fahren zu lassen.

Horace lag im Bett, laborierte an seinem Kater und widerstand dem Drang, sich die Ohren zuzuhalten, während Vera weiterplapperte. Dabei fragte er sich, was zum Teufel Albert ihr erzählt hatte. Es musste wohl überzeugend gewesen sein. Offensichtlich hatte er die Wassertonne hinter der Garage nicht erwähnt. Vera hätte vor Wut den Verstand verloren. Doch stattdessen ließ sie sich darüber aus, was für ein kühler Mensch Belinda war und dass sie nicht sicher sei, ob Esmond gern nach Essex fahren würde. Und wie sollte eine Frau, die selbst keine Kinder haben konnte, überhaupt wissen, wie man einen Jungen wie Esmond, der noch im Wachstum war, richtig ernährte? Esmond war ja so heikel, wenn es ums Essen ging, und außerdem war er doch von zarter Konstitution und ...

Horace lauschte seiner Frau, während er sich bemühte,

noch kräcker auszusehen, als er sich fühlte. Soweit es ihn bestraf, konnte Belinda Ponson seinen schrecklichen Sohn verhungern lassen oder ihm das Leben absolut zur Hölle machen, solange sie den Burschen nicht dazu brachte, wieder nach Hause zu fahren.

»Ich muss mich einfach ausruhen«, wimmerte er, zum Teil als Antwort auf seine eigenen unausgesprochenen Gedanken. Er hörte erleichtert, wie Vera seufzte und auf höchst überraschende Weise zustimmte, ohne den Zusatz, er hätte nur gekriegt, was er verdiente, wenn er stockbetrunken nach Hause käme. Stattdessen ging sie nach unten und wartete darauf, dass Esmond von der Schule kam, um ihm mitzuteilen, dass Onkel Albert und Tante Belinda ihn freundlicherweise für die Sommerferien eingeladen hatten.

Nichtsdestotrotz hegte Vera weiterhin Zweifel. Irgendetwas stimmte hier nicht, und dieses Irgendetwas hatte nichts damit zu tun, dass Horace sich betrank oder spät heimkam und davon faselte, Esmond wäre er. Es war nicht einmal der unvorstellbare Gedanke, dass Horace sich an der Börse verspekuliert hatte. Es gab da noch etwas anderes, das ihr zu schaffen machte.

Während sie am Küchentisch saß und Sackbut auf seinem üblichen Platz neben dem Kaktus aus dem Fenster starrte, dämmerte ihr allmählich, was dieses Etwas möglicherweise sein könnte. Und wenn sie recht hatte, dann war Horaces Verhalten, so merkwürdig und verrückt es auch erschienen war, in Wirklichkeit berechnend und zielstrebig und absolut stimmig. Was, wenn Horace eine andere Frau hatte oder, wie es in den Romanen hieß, eine Geliebte? Das würde alles erklären, dass er so früh das Haus verließ und spät zurückkam, das Trinken und wie er in Schulden geraten war. Es erklärte sogar sein schreck-

liches Benehmen Esmond gegenüber; er hasste ihn, weil Esmond ihn ständig an seine Pflichten als Vater und Ehemann erinnerte. Und natürlich erklärte es, warum er im Bett nichts taugte und sie beim Liebemachen immer alles selbst übernehmen musste.

Als diese furchtbare Überzeugung sie traf und ihr klar wurde, dass sie eine Frau war, der man Unrecht angetan hatte, nein, eine betrogene Ehefrau, und dass Horace nichts anderes war als ein Weiberheld, brandeten widerstreitende Gefühlswochen über sie hinweg. Ihrem ersten Impuls, nach oben zu stürzen und den treulosen Horace zur Rede zu stellen, folgte der Gedanke auf dem Fuße, wie sich dies auf ihren geliebten Esmond auswirken würde. Der arme Junge wäre traumatisiert.

Das war kein sehr geläufiges Wort für eine Frau, die in einer romantisch-verklärten, von Recken bevölkerten Welt lebte, welche Jungfrauen an ihre männliche Brust drückten, Duelle ausfochten, nachdem sie bis zum Morgengrauen getanzt hatten, und dann mit halsbrecherischer Geschwindigkeit auf gewaltigen Rappen dahinpreschten etc. Doch sie hatte das Wort im Fernsehen gehört, und jetzt fiel es ihr wieder ein.

Sie durfte nicht zulassen, dass Esmond traumatisiert wurde. Sie musste ihre Mutterpflicht erfüllen, und wenn das hieß, ihre eigenen Gefühle zu unterdrücken, zumindest einstweilen, dann würde sie das tun. Was nicht bedeutete, dass sie ihrer Wut nicht Ausdruck verleihen würde, sobald Esmond zu den Ponsons abgereist war. Oh, dann würde sie Horace aber was erzählen ...

Ein weiterer Gedanke ließ sie innehalten: die Durchtriebenheit und das Geschick, mit dem Horace es fertiggebracht hatte, Esmond aus dem Haus zu schaffen. Irgendetwas hatte er zu

Albert gesagt, etwas, das diesen derben Kerl so sehr schockiert hatte, dass er von dem Gehörten ganz offenkundig bis ins Mark erschüttert gewesen war, als er in die Küche heruntergekommen war. Vera hatte ihren Bruder noch nie so leichenblass gesehen, und Albert war kein Mensch, den man leicht schockieren konnte.

Natürlich, natürlich, Horace hatte ihm alles gestanden. Albert hatte Horace gezwungen, ihm alles über die andere Frau zu erzählen, die seine Träume heimsuchte. Oder Horace hatte sich vor Albert mit seiner Geliebten gebrüstet, die ihn jede Nacht völlig erschöpfte, weshalb er auch stets spät heimkam und nichts mehr für Vera übrig hatte, seine getreue Gattin.

Einen Augenblick lang wäre Vera vor Wut beinahe ins Schlafzimmer hinaufgestürzt, um ihn zur Rede zu stellen, doch die Kombination aus Esmonds Traumatisierung und dem Gefühl, dass sie mehr zu gewinnen hätte, wenn sie so täte, als wüsste sie von nichts, hielt sie davon ab. Stattdessen ging sie in den Garten hinaus und schritt tragisch zwischen den violetten Blaukissen, den roten Geranien und den ungemein blauen Hängelobelien dahin. Hier, zwischen den Beeten und dem vertikutierten, unkrautfreien Rasen, konnte sie ungeteilt jene Tränen weinen, die ihre neue Rolle erforderte.

Tatsächlich blieb ihre Vorstellung nicht ohne Publikum. Horace beobachtete sie vom Schlafzimmer aus und war ratlos. Er hatte sich an ihre theatralischen, unverhofften Stimmungsumschwünge gewöhnt, daher hätte er unter den gegenwärtigen Umständen etwas Melodramatischeres, Lebhafteres erwartet als diesen nachdenklichen, schwermütigen Auftritt. Eine Frau, die um ihren dämonischen Liebhaber klagte, oder im gegebenen Fall eine Mutter, die um ihren dämonischen Sohn jammer-

te, schien angemessener als dieses sittsame, trauervolle Wandeln. Ein neuerliches Gefühl der Beklommenheit beschlich ihn. Er hätte nur zu gern gewusst, was dieser verdammt Trottel Albert ihr erzählt hatte. Es musste etwas wirklich Fürchterliches gewesen sein, um sie in solcher Melancholie versinken zu lassen. Horace drehte sich um und versuchte zu schlafen.

Als Esmond von der Schule nach Hause kam, hatte seine Mutter ihre Rolle zu Ende gespielt. Der Part war nicht besonders groß und ließ sich nicht in die Länge ziehen, und außerdem war sie entschlossen, fröhlich und munter zu sein, damit ihr geliebter Junge nicht traumatisiert wurde.

»Daddy geht es heute schon viel besser«, verkündete sie, während sie Tee machte und Toast mit Honig bestrich. »Er hat in letzter Zeit so viel gearbeitet, und er muss sich ausruhen, also müssen wir leise sein und dürfen ihn nicht stören.«

»Ich bin doch leise«, erwiederte Esmond. »Ich bin leise, seit ich mit dem Trommeln und mit dem Klavierunterricht aufgehört habe. Und das ist schon eine ganze Weile her.«

»Ja, mein Schatz, du warst sehr brav. Es ist nur so, Daddys Nerven sind nicht besonders ... also, er hat sich seelisch übernommen.«

»Du meinst, er hat getrunken«, stellte Esmond mit mehr Einsicht in das Problem seines Vaters fest, als Vera lieb war. Ihr war es lieber, wenn ihr Esmond unschuldig war.

»Ich weiß genau Bescheid, Mum. Er geht jeden Abend ins Gibbet & Goose, wenn er aus dem Zug steigt, und dann sitzt er da und trinkt doppelte Whiskys.«

Vera war entsetzt, wenngleich weniger über die Tatsache an sich als über Esmonds Kenntnisse.

»Das stimmt nicht. Ich meine, vielleicht tut er das ja gelegentlich, aber ... woher weißt du das überhaupt?«

»Weil Rosie Bitchall es mir erzählt hat. Ihr Dad ist Barkeeper im Gibbet & Goose.«

»Rosie Bitchall? Dieses grässliche Mädchen, das zu deiner Geburtstagsfeier gekommen ist und mit Richard hinter das Sofa gekrochen ist? Du hältst dich doch hoffentlich von ihr fern.«

Vera war jetzt ernsthaft aufgebracht.

»Sie ist in meiner Klasse, und nächstes Jahr gehen wir aufs selbe College.«

Vera hielt mitten im Einschenken inne und stellte die Teekanne hin. Esmonds simpler Satz hatte den Ausschlag gegeben. Sie wollte auf gar keinen Fall zulassen, dass ihr einziger Sohn sich in ein Flittchen wie Rosie Bitchall verliebte, die einen Ring in der Nase hatte und gelinde gesagt nichts taugte. Laut Mrs. Blewett war der Apfel hier nicht weit vom Stamm gefallen, und besagter Stamm war Rosies Mutter Mabel. Vera wusste genau, was das hieß.

»Nun, Rosie Bitchall hat sich bestimmt geirrt. Wie dem auch sei, genug davon. Dein Onkel Albert war heute hier, um mit Daddy zu sprechen«, berichtete sie, »und er und Tante Bellinda haben dich zu sich eingeladen, bis es Daddy besser geht. Ist das nicht nett von ihnen?«

»Ja, aber ...«

Mrs. Wiley ließ kein »aber« gelten.

»Schluss der Diskussion«, wehrte sie ab. »Ich will nicht, dass du durchs Haus tobst, während dein Vater oben krank im Bett liegt. Und außerdem wirst du von deinem Onkel Albert etwas Nützliches lernen.«

»Ich will aber kein Gebrauchtwagenhändler werden«, widersprach Esmond störrisch. »Ich will später mal in einer Bank arbeiten und gutes Geld verdienen wie Dad.«

Das war zu viel für Mrs. Wiley. Dieser Satz fegte die letzten Überreste ihrer romantischen Weltsicht beiseite. Es wäre ihr lie-

ber gewesen, Esmond wäre ein Schurke geworden – ein schniediger Schurke natürlich – als ein Banker wie Horace.

»Wenn du glaubst ... wenn du glaubst, dass Dad gut verdient ... also, lass dir sagen, Albert verdient viermal so viel wie dein Vater. Er ist ein reicher Mann, dein Onkel Albert. Wer hat je von einem reichen Bankangestellten gehört?« Sie hielt kurz inne und verfiel dann auf ein weiteres Argument. »Außerdem wird dir dein Onkel ein Zeugnis ausstellen. Erst neulich hieß es, dass die jungen Leute heutzutage unbedingt Berufserfahrung brauchten. Ein Praktikum hilft dir mehr als alles andere.«

Was nicht hilfreich dabei war, Esmond zu überreden. Ein-gezwängt zwischen der öffentlichen Vergötterung seitens sei-ner Mutter und der Zurückweisung durch seinen Vater, eine Zurückweisung, die mittlerweile so weit ging, dass dieser in-trunkener Raserei versucht hatte, ihn mit einem Küchenmesser niederzustechen, sollte er jetzt seinem Onkel Albert ausgeliefert werden, der ebenso peinlich war wie seine Mutter. Und der, wie sein Vater wiederholt behauptet hatte, genauso ein Betrü-ger war wie jeder andere Gebrauchtwagenhändler, der jemals zwei von der Versicherung als Totalschaden abgeschriebene Schrotthaufen zu einem Cavalier aus erster Hand zusammenge-schweißt hatte. Und noch dazu wohnte er in Essex.

Dass seine Mutter auf den Namen Rosie Bitchall so eindeu-tig mit der Annahme reagiert hatte, er sei in sie verliebt, ärgerte Esmond indes noch mehr. Er interessierte sich nicht im Mindesten für diese verdamte Rosie. Er war unter seinen Alters-genossen sogar absolut einzigartig, insofern als ihn die Vorstel-lung von Sex eher abstieß als anmachte.

Dies hier war ein Warnsignal für Esmond. Das einzige Gute, was die letzten vierundzwanzig Stunden mit sich gebracht

hatten, war, dass sie ihn dazu veranlasst hatten, über wichtige Dinge nachzudenken, hauptsächlich über die offenkundige Notwendigkeit, auf keinen Fall so zu sein wie seine Eltern. Nachdem er all die Jahre mit Macht versucht hatte, ihren widerstreitenden Erwartungen an ihn zu entsprechen, und damit so offensichtlich gescheitert war, war er jetzt entschlossen, er selbst zu sein. Wer dieses Selbst war, davon hatte er keine Vorstellung, oder jedenfalls nur eine sehr vage, flüchtige. Als Junge hatte er eine Menge Berufsziele gehabt. Eben wollte er noch Dichter werden – von der Schwärmerei seiner Mutter für Tennysons »The Splendour Falls on Castle Walls« und der Tatsache, dass sie ihm als Kind eine Überdosis Rupert Bear verpasst hatte, waren ihm der Hang zum Skandieren und der Fluch des Reimens geblieben –, und gleich darauf hatte der völlig gegenseitliche Drang, Bulldozerfahrer zu werden, durch Hecken zu brechen und alles niederzuwalzen, die Poesie beiseitegedrängt. Einmal hatte er im Fernsehen gesehen, wie ein Abrissesteam einen gewaltigen Fabrikschornstein zum Einsturz gebracht hatte. Die Männer hatten an dessen Basis die Ziegelsteine entfernt, sie durch Holz ersetzt und dieses dann angezündet, und der Gedanke, so ein Abrissexperte zu sein, hatte ihn flüchtig gereizt. Das sprach irgendetwas in seinem Innern an, so wie einst das Trommeln: Es drückte die Wucht seiner Emotionen aus und sein überwältigendes Verlangen, sich irgendwie durchzusetzen. Unglücklicherweise war er kaum bei dieser Vorstellung von Selbstsein angelangt, als auch dies von dem Gefühl verdrängt wurde, dass er auf der Welt sei, um etwas Wichtigeres und Konstruktiveres zu leisten, als Schornsteine zu sprengen und Sachen niederzureißen. Und jetzt hatte auch der Gedanke, bei einer Bank zu arbeiten, seinen Reiz für ihn verloren. Nicht,

wenn das bedeutete, dass man um sechs Uhr morgens aufstand und irgendwann nach neun Uhr abends betrunken nach Hause kam und nicht einmal so viel verdiente wie Onkel Albert. Seine Zukunft musste etwas Besseres bereithalten als das.

Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Esmond angefangen, selbstständig zu denken.

Am Ende der Woche, nach etlichen schlaflosen Nächten, fuhr Vera Esmond zu dem Angeber-Bungalow ihres Bruders in der Nähe von Colchester. Dabei betonte sie die ganze Fahrt über, wie wichtig es sei, sich anständig zu benehmen und Tante Belinda nichts davon zu erzählen, dass Daddy sich betrunken und versucht hatte, mit einem Küchenmesser auf ihn loszugehen.

»Das ist etwas, das niemand außer uns wissen darf«, erklärte sie. »Wie du weißt, hat dein Vater in letzter Zeit sehr unter Druck gestanden. Und erzähl ihnen auch nicht, dass er einen Nervenzusammenbruch hatte. Je weniger geredet wird, desto besser.«

Esmond versprach, dass er nichts sagen würde, behielt jedoch seine wahren Gedanken für sich.

Diese drehten sich hauptsächlich darum, im selben Haus zu wohnen wie seine Tante Belinda. Heute Morgen hatte er gehört, wie sein Vater gesagt hatte, auch wenn er nicht viel von Onkel Alberts vulgärer Art und seinem fragwürdigen Gebrauchtwagenhandel hielte, so sei er doch wenigstens zum Teil menschlich, etwas, was man von seiner Scheiß-Furie von Ehefrau nicht behaupten könne. Es war so ziemlich das einzige Mal, dass Esmond Horace dieses Schimpfwort hatte benutzen hören, und da er nicht gewusst hatte, was eine Furie war, und die Bedeutung im Wörterbuch hatte nachschlagen müssen, freute er sich nicht gerade darauf, bei ihr zu wohnen.

Mr. Wiley hatte Belinda außerdem als Xanthippe, als Mannweib und als Giftzicke bezeichnet. Wieder hatte Esmond das Wörterbuch zurate ziehen müssen und daraufhin einen noch

beängstigenderen Eindruck von seiner Tante Belinda bekommen. Dass seine Mutter das Urteil seines Vaters bestätigte, machte das Ganze nur noch schlimmer. Seiner eigenen Erfahrung nach jedoch, die sich auf das Wenige stützte, was er bei den höchst seltenen Besuchen von seiner Tante gesehen hatte, schien sie eine recht gut aussehende Frau zu sein, wenn auch ein bisschen still und hochnäsig.

Alles in allem hatte die Fahrt nicht dazu beigetragen, dass Esmond vertrauensvoll in die Zukunft blickte – wenn er denn überhaupt eine hatte, was allmählich unwahrscheinlich schien. Denn Mrs. Wileys schon immer erratischer Fahrstil war nun geradezu lebensgefährlich geworden. Der bevorstehende Verlust ihres Sohnes – wie kurz dieser auch währen mochte – sowie, weniger bedeutsam, die Überzeugung, dass Horace ein mordgieriger, ehebrecherischer Wahnsinniger war, der in einer Irrenanstalt würde eingeliefert werden müssen, lenkten sie vom Straßengeschehen ab. An diesem Morgen war Vera in die Küche hinuntergekommen und hatte ihren Mann dabei ertappt, wie er die Küchenmesser schärfte – »wetzte« wäre eine zutreffendere Bezeichnung gewesen –, bis ihre Klingen so gefährlich waren wie altmodische Rasiermesser. Und dann, nach dem Frühstück – eine schwierige, weitgehend schweigende Angelegenheit –, hatte sie ihn im Badezimmer angetroffen, das Gesicht voller Schaum und offenbar im Begriff, sich mit dem Messer zu rasieren, das bisher Sonntagsbraten und besonderen Anlässen vorbehalten gewesen war. Sie hatte es ihm entrissen und sich dabei in die Hand geschnitten und war über seine schadenfrohe Miene und über das wahnwitzige Gelächter entsetzt gewesen, das aus dem Schlafzimmer drang, als sie ihn dort hineingeschubst und die Tür abgeschlossen hatte.

Nachdem sie die Vorsichtsmaßnahme ergriffen hatte, seine Zimmertür so oft wie möglich abzuschließen und im Gästezimmer zu schlafen, hatte sie mit Schrecken gehört, wie Horace jede Nacht auf und ab gewandert war und schrill gelacht hatte. Infolgedessen war ihr Schlaf so sehr gestört worden, dass sie häufig am Küchentisch eindöste, nachdem sie Esmond sein Frühstück vorgesetzt und ihn eilig aus dem Haus geschickt hatte, ausgestattet mit Geld fürs Mittagessen und der Anweisung, erst um sieben Uhr abends heimzukommen. All diese Nickerchen bedeuteten, dass sie nicht dazu kam, geruhsam oder auch nur wenigstens täglich ihre Liebesromane zu lesen. Selbst einkaufen zu gehen wagte sie sich kaum. Als sie am Donnerstag nach einem kurzen Ausflug zum Laden an der Ecke zurückkehrte, stellte sie fest, dass der Fensterputzer gekommen war, um die Scheiben innen und außen zu putzen. Zu ihrem Schrecken stand Horace, noch immer im Pyjama, dort, wo das Fußende der Leiter des Mannes gewesen war. Horace hatte die Leiter umgekippt und schien jetzt die Wassertonne hinter dem Haus eingehend zu betrachten, ohne die Aufforderung des Fensterputzers zu beachten, er solle gefälligst die Leiter wieder aufstellen, damit er herunterkommen und weiterarbeiten könne.

»Herrgott noch mal, sorgen Sie dafür, dass er die Leiter wieder hinstellt«, schrie der Mann. »Ich sitze schon seit vierzig Minuten hier oben in Ihrem Schlafzimmer fest, und ich hab heute noch fünfzehn andere Häuser zu erledigen. Dieser verdammte Kerl ...«

Mrs. Wiley packte Horace und zerrte ihn ins Haus und die Treppe hinauf zum Schlafzimmer. Sie schloss die Tür auf, stieß ihn hinein und ließ den Fensterputzer hinaus. Danach hatte sie sich etwas zubereitet, was sie unter normalen Umständen als

»eine schöne Tasse Tee« bezeichnen würde, und hatte versucht nachzudenken. Wenigstens fuhr Esmond zu den Ponsons, und offensichtlich würde sie ... nein, sie konnte nicht zulassen, dass ein Psychiater Horace zu Gesicht bekam. Wenn er im Irrenhaus landete, würde er seinen Job in der Bank verlieren, oder sogar schon dann, wenn herauskam, dass er einen Nervenzusammenbruch gehabt hatte. »Irrenhaus« war nicht der politisch korrekte Begriff, den sie in vornehmer Gesellschaft verwendet hätte; in Horaces Fall jedoch schien er völlig angemessen, er war irre.

Da all diese Gedanken wie wild in dem herumwirbelten, was von ihrem Verstand noch übrig war, überraschte es wohl schwerlich, dass sie noch gefährlicher und kopfloser fuhr als gewöhnlich, was Esmond in einen Zustand der Todesangst und der nervlichen Erschöpfung versetzte.

Als sie den Bungalow der Ponsons erreichten, hatte es ihm praktisch die Sprache verschlagen. Sie wurden von Onkel Albert begrüßt, der vor falscher Leutseligkeit nur so übersprudelte. Im Hintergrund war Belinda sehr viel weniger enthusiastisch und bot ihnen schließlich in einem Tonfall Tee an, der besagte, dass dies das Letzte war, was sie offerieren wollte.

»Und jetzt kommt rein und fühlt euch ganz wie zu Hause«, drängte Albert. Vera jedoch war zu durcheinander, um dieses Angebot anzunehmen.

»Ich muss unbedingt nach Hause zu dem armen Horace. Er ist in einem schrecklichen Zustand«, wehrte sie ab, drückte Esmond an ihren fülligen Busen und brach prompt in Tränen aus. Dann riss sie sich los, küsste ihren Sohn, dem das höchst peinlich war, auf den Mund und wandte sich von ihrem geliebten Jungen ab. Einen Augenblick später war sie auf dem Rückweg

nach Croydon und zu ihrem offenkundig dementen Ehemann.

Horace hatte in Veras Abwesenheit einen fantastischen Tag verbracht. Die Aussicht, ihren geliebten Sohn an diese grauenvolle Belinda zu verlieren, hatte sie so sehr aufgeregt, dass sie vergessen hatte, den Schlüssel der Schlafzimmertür abzuziehen, und es war Horace gelungen, ihn aus dem Schlüsselloch auf ein Blatt Zeitungspapier zu stoßen und dieses ins Schlafzimmer zu ziehen. Fünf Minuten später hatte er seinen Rasierer im Bad gefunden, wo Vera ihn versteckt hatte. Er rasierte sich, dann schloss er, in seinem besten Anzug und mit einem hastig gepackten Koffer in der Hand, die Schlafzimmertür ab, steckte den Schlüssel ein und verließ mit einem Lächeln auf dem Gesicht eilig das Haus.

Es war mehr als ein Lächeln, es war ein Ausdruck des Triumphs. Zum ersten Mal seit seiner Hochzeit fühlte sich Horace Wiley wie ein freier Mann, ein neuer Mensch, ein Mann ohne die schreckliche emotionale Schuldenlast, die ihm seine verdammte Frau aufgebürdet hatte.

Die Woche im Bett zu verbringen und Wahnsinn vorzutäuschen – nachts auf und ab zu tigern und jedes Mal irre zu lachen, wenn er glaubte, dass Vera lauschte – hatte ihm Gelegenheit zum Nachdenken gegeben. Er hatte beschlossen, dass das Maß endlich voll war. Er war fertig mit Vera, mit ihren schrecklichen Verwandten und dieser herumlungiernden Bestie von Sohn. Er würde seinen Job in der Bank nicht wieder antreten. Jetzt, wo er seinen Verpflichtungen entkommen war, brauchte er das Gehalt nicht. Jahrelang hatte er in einen privaten Pensionsfonds eingezahlt und eine sogar noch größere Summe, die

er an der Börse ergattert hatte, auf einem Nummernkonto in der Schweiz gelagert, beides, ohne seiner verdammten Frau etwas davon zu sagen. Von jetzt an konnte sie selbst sehen, wie sie zurechtkam, sie und ihr grässlicher Sohn.

Horace schritt die Selhurst Road hinunter, und als er bemerkte, dass er gerade am Swan & Sugar Loaf vorbeikam, einem Pub, den er nie frequentiert hatte und in dem keiner der Gäste ihn erkennen würde, ging er hinein und bestellte sich zur Feier des Tages einen großen Whisky.

Horace nahm seinen Drink mit in eine freie Ecke und überdachte seinen nächsten Schritt. Er würde radikal ausfallen müssen. Ins Ausland zu gehen war ganz offenkundig die Antwort: Vera kam gewiss nie auf die Idee, dass er das tun würde. Sie hatte zu große Angst vorm Fliegen, und bis zu diesem Augenblick war er selbst auch nicht allzu scharf darauf gewesen. Jetzt jedoch war er ein freier Mann, ein neuer Mensch, es kümmerte ihn nicht länger, wie er reiste, nur dass er so weit wie möglich von hier wegkam.

Wegen ihrer Angst vor dem Fliegen waren die Wileys niemals ins Ausland gereist, und Horace wurde klar, dass es sein vordringlichstes Anliegen war, sich einen Pass zu besorgen. Jetzt, wo er darüber nachdachte, war er sich ganz und gar nicht sicher, wie man so etwas anstellte, doch er hatte das ungute Gefühl, dass man dabei jede Menge Formulare ausfüllen und Fotos von Ärzten oder Kollegen per Unterschrift beglaubigen lassen musste. Er meinte sich erinnern zu können, dass er einmal in seiner offiziellen Funktion das Passbild eines höchst dubios aussehenden Jenkins hatte abzeichnen müssen, als der Schalterbeamte seinen Junggesellenabschied in Amsterdam feiern wollte. Nun wäre es Horace aber nicht einmal möglich, den

ersten Schritt zu tun und schnell das Passbild zu machen, da Samstag war und das Postamt, in dem sich der Foto-Automat befand, nachmittags geschlossen war.

Eine Weile war Horace angesichts dieser frühen Beeinträchtigung seiner Pläne ziemlich geknickt, doch seine Miene hellte sich auf, als ihm unverhofft eine neue Idee kam. Er trank seinen Whisky aus, ging zur Bank, schloss die Tür auf und schaltete vor dem Eintreten die Alarmanlage aus. Als er drinnen war, schloss er die Tür wieder ab und öffnete den Safe, der die persönlichen Unterlagen etc. der Kunden enthielt. Es dauerte über eine Stunde, die verschiedenen Testamente, uralten Schulscheine und zerschlissenen, verblichenen Liebesbriefe durchzugehen, die in den Schließfächern ruhten, doch schließlich fand er einen Pass mit einem Foto, das zumindest flüchtige Ähnlichkeit mit ihm hatte. Dass er einem Mann namens Ludwig Jansens gehörte, der vor siebzig Jahren in Jelgava das Licht der Welt erblickt hatte, war vielleicht nicht ganz ideal, doch der Tribut, den die Ereignisse der jüngsten Zeit von Horaces Äußerem gefordert hatten, stimmte ihn zuversichtlich, dass es bei schlechtem Licht vielleicht klappen würde.

Als er fertig war und den Safe abgeschlossen hatte, schaltete er die Alarmanlage wieder ein, spazierte ein Stück die Straße hinauf und stieg in einen Bus zum Bahnhof an der East Road. Zwei Stunden später saß er glücklich und zufrieden unter seinem neuen falschen Namen in einem teuren Hotel in London. Von jetzt an würde er es sich sehr gut gehen lassen, und außerdem war dies der letzte Ort, wo Vera nach ihm suchen würde.

Noch am selben Abend genoss Horace ein ausgezeichnetes Dinner und betrank sich nach allen Regeln der Kunst, um seine Freiheit zu feiern.

Am nächsten Morgen frühstückte er auf dem Zimmer und versuchte sich zu überlegen, wie er aus Großbritannien fliehen könnte, ohne einen Hinweis auf sein letztendliches Ziel zu geben. Dieses Ziel würde in Europa sein müssen. Er besaß jetzt einen Pass, doch dieser könnte registriert werden, wenn er versuchte, in ein Land wie Amerika einzureisen, und dann könnte man seinen Aufenthaltsort ermitteln. War er erst einmal innerhalb der EU, so wäre er in Sicherheit. Grenzübertritte zwischen Italien und Frankreich oder, was das betraf, nach Deutschland wurden nicht dokumentiert.

Horace war sich noch immer nicht sicher, wo er sich vor dieser fürchterlichen Frau verstecken würde, die er so hirnlos geehelicht hatte. Und vor diesem Sohn, den er offensichtlich gezeugt und dessen spiegelbildartige Ähnlichkeit ihn in den Alkohol und beinahe in den Wahnsinn getrieben hatte. Erst als er hinunterging, um seine Rechnung zu bezahlen, inspirierte ihn ein Artikel in einer Zeitung, die auf einem Beistelltisch lag. Darin wurde erwähnt, dass Lettland zur Europäischen Union gehörte. Es war vorherbestimmt. Warum in aller Welt hatte Ludwigs Pass ihn nicht gleich an Lettland denken lassen? Es war perfekt. Von dort aus konnte er nach Polen fahren, und dann nach Deutschland oder irgendwo anders hin, ohne eine Fährte zu hinterlassen.

Horace bezahlte seine Hotelrechnung in bar und ging in ein Reisebüro, wo er erklärte, er hätte eine unüberwindbare Abneigung gegen das Fliegen und wolle stattdessen mit dem Schiff nach Lettland reisen.

»Die Schiffe, die Lettland anlaufen, sind keine Linienschiffe. Das sind im Grunde genommen Gammelfrachter«, erklärte der Angestellte ihm.

»Wieso heißen sie denn Gammelfrachter?«

»Ich dachte immer, weil sie so langsam sind. Und ich muss Sie warnen, die Unterkunft für die Passagiere ist nicht unbedingt etwas, wovon man den Lieben daheim erzählen möchte.«

Horace wollte schon erwideren, den Lieben daheim irgendetwas zu erzählen sei das Letzte, was er vorhätte, doch er behielt diesen Gedanken für sich. Er buchte die Überfahrt und ging mit den Reiseunterlagen hinaus auf die Straße. Besonders freute es ihn, dass der Angestellte lediglich einen flüchtigen Blick auf seinen Pass geworfen und den falschen Namen aufgeschrieben hatte. Alles lief gut.

Veras Gefühle waren das genaue Gegenteil von Horaces Euphorie. Für sie wäre der Begriff »unglücklich« mehr als nur die Untertreibung des Jahres gewesen. In ihrem ganzen Leben hatte sie sich noch nie so sterbenselend gefühlt, und natürlich gab sie Horace die Schuld daran. Wäre er nicht verrückt geworden, so hätte sie ihr Kind der Liebe niemals fortschicken müssen, zu dieser fürchterlichen Belinda. Die hatte sie noch nie leiden können, und schon vor der Hochzeit hatte sie Albert gesagt, dass er auf eine knallharte und verbitterte Goldgräberin hereingefallen sei, die ihn behandeln würde wie Dreck. Doch er hatte ihre Warnung in den Wind geschlagen, und jetzt sah man ja, wohin ihn das gebracht hatte: Er stand völlig unter ihrer Fuchtel, so sehr, das hatte er ihr erzählt, dass Belinda ihn zwang, die Schuhe auszuziehen, bevor er das Haus betrat, damit er den dicken Teppichboden nicht schmutzig mache.

Als sie die Rückfahrt durch den abendlichen Stoßverkehr – »kriechen« war eine präzisere Bezeichnung als »fahren« – hinter sich gebracht hatte, begleitet vom »Jetzt fahr doch endlich, du blöde Kuh!«-Gebrüll erboster Autofahrer, war Vera erschöpft, sowohl körperlich als auch emotional. Sie sank auf einen Küchenstuhl, legte den Kopf auf den Tisch und brach in Tränen aus. Erschöpft schliefl sie ein, erwachte zwei Stunden später und stellte fest, dass die Sonne untergegangen und es in der Küche dunkel war.

Vera machte das Licht an, und obwohl sie überlegte, ob sie hinaufgehen und nach Horace sehen sollte, entschied sie sich dagegen. Das hier war alles seine Schuld. Wäre er nicht zum Al-

koholiker geworden, wäre nichts von alldem passiert. Er konnte ohne Abendbrot auskommen. Von ihr aus konnte er auch auf sein Frühstück verzichten. Dieser schreckliche, schreckliche Mann, der ihren geliebten Sohn vertrieben hatte.

Vera hatte ihrerseits keinen Hunger, nichtsdestotrotz war ihr klar, dass sie bei Kräften bleiben musste. Sie öffnete eine Dose mit Baked Beans und röstete Toast, und nachdem sie gegessen hatte, ging sie nach oben in ihr Zimmer und ins Bett.

Kurz bevor sie wegdämmerte, fiel ihr ein, dass die Nachttischlampe in Horaces Schlafzimmer nicht an gewesen war. Nun, wahrscheinlich schlief er. Wie dem auch sei, es war ihr egal. Ihre sämtlichen Gedanken, soweit vorhanden, kreisten um ihren geliebten Sohn.

Vera hätte sich die Mühe sparen können. Esmond amüsierte sich bestens. Belinda hatte sich als viel freundlicher erwiesen, als man ihn glauben gemacht hatte.

Bald nach seiner Ankunft hatte Belinda darauf bestanden, dass Esmond seinen blauen Anzug auszog und in etwas Bequemes schlüpfte – und da sie schnell merkte, dass legere Freizeitkleidung offensichtlich nicht Teil von Esmonds Garderobe war, hatte sie ihm eine von Alberts Jogginghosen geliehen. Die sah zusammen mit Esmonds üblichem Hemd und der Krawatte zwar ein wenig merkwürdig aus, doch er musste zugeben, dass sie wirklich sehr bequem war.

Dann hatte Belinda ihm gezeigt, wie der Jacuzzi funktionierte. Esmond hatte noch nie einen Jacuzzi gesehen und fand, dass das sehr aufregend aussah, obwohl ihm Tante Belindas Begeisterung doch ein wenig peinlich gewesen war, als sie anfing sich auszuziehen und Anstalten machte hineinzusteigen, um es ihm vorzuführen, und er hatte ihre Einladung, sich zu ihr zu gesellen, höflich abgelehnt.

Offen gesagt kam ihm alles in dem Bungalow sowohl aufregend als auch wunderbar modern vor. In seinem Zimmer gab es einen Fernseher und sogar eine kleine Espressomaschine, um Kaffee zu kochen. Und gleich draußen vor dem Haus konnte er einen großen Swimmingpool sehen. Kurz und gut, der Wohnsitz der Ponsons war das Luxuriöseste, was er je gesehen hatte, und mit Dingen ausgestattet, die nur wenig Ähnlichkeit mit dem langweiligen Mobiliar in der Selhurst Road 143 hatten.

Als Esmond zusammen mit der noch immer recht feuchten

Belinda ins Wohnzimmer zurückkehrte, hatte er beschlossen, dass es ihm bei den Ponsons gefallen würde. Onkel Albert hatte sich gerade einen großen Scotch eingeschenkt.

»Komm und genehmige dir einen«, sagte er. »Was nimmst du dir denn so am liebsten zur Brust?«

Esmond zögerte. Diesen Ausdruck hatte er noch nie gehört.

»Zur Brust?«, fragte er.

»Was willst du trinken, Junge?«

»Ich glaube, ich hätte gern eine Cola.«

»Hab ich nicht. Versuch's mal mit einem guten Single Malt«, erwiderte sein Onkel und reichte Esmond, ohne eine Antwort abzuwarten, ein Glas, das halb mit einer braunen Flüssigkeit gefüllt worden war. Auf der Flasche stand Glenmoran-gie. Esmond warf einen Blick auf das Datum. Das Etikett war arg zerfleddert und verkündete, dass der Inhalt zwanzig Jahre alt war.

»Bist du sicher, dass das Zeug noch gut ist?«, erkundigte er sich zweifelnd. »Ist das Verfallsdatum nicht schon längst überschritten?«

»Verfallsdatum? Hat dein Dad dir denn überhaupt nichts über Whisky beigebracht?«, glückste Albert. »Ich meine, getrunken hat er doch genug davon.«

»Zu viel. Deswegen ist er ja jetzt krank.«

Albert behielt seine Ansicht dazu, was der wirkliche Grund für Horace Wileys Erkrankung war, für sich. Wenn er sich ansah, wie Belinda diesem dämlichen Bengel schöne Augen machte, dann konnte er seinen Schwager so langsam verstehen, und er verstand auch, wieso ein Mann, der vorher ein ziemlich zurückhaltender Trinker gewesen war, fast über Nacht angefangen hatte zu saufen. Und der sogar so weit ging, seinen

Sohn zerstückeln und in Salpetersäure auflösen zu wollen – was einem dann doch ein bisschen heftig erschien, dämlich hin oder her.

Während Esmond an seinem Whisky nippte und bekundete, dass ihm der Geschmack eigentlich nicht besonders zusagte, überkam Albert eine jähre Erkenntnis: Der Blödmann war genauso wie sein Vater oder zumindest so, wie sein Vater als junger Mann gewesen war. Albert hatte nie begriffen, warum Vera so einen biederen Langweiler geheiratet hatte. Damals hatte er ihr gesagt, sie sei doch völlig bekloppt, andererseits hatte er sie noch nie verstanden. Als Teenager hatte Vera andauernd schnulzige Romane gelesen, und Albert hatte mit Büchern nie etwas am Hut gehabt. Die einzigen, die ihn interessierten, waren die mit den Spalten für Soll und Haben.

Albert hatte der Schule den Rücken gekehrt, sobald er konnte, und mit jener kriminellen Rücksichtslosigkeit, die Horace so entsetzte, hatte er rasch etwas angesammelt, was er als »hübsches Sümmchen« bezeichnete. Wie viel genau ein hübsches Sümmchen ausmachte, war ein wohl gehütetes Geheimnis, das sehr viele sehr gern gelüftet hätten. Immerhin reichte die offiziell angegebene Summe, die Leute vom Finanzamt zufriedenzustellen und die Typen vom Zoll zum Schweigen zu bringen. Obwohl sie weiter versuchten, ihm Steuerhinterziehung anzuhängen.

Selbst sein Steuerberater, wegen seines Rufs als gewissenhaft, ehrlich und integer ausgewählt, hatte keine Ahnung, worauf sich das wahre Einkommen seines Kunden belief – oder wie er es schaffte, mit der bescheidenen Summe, die er angab, einen so aufwändigen Lebensstil zu pflegen.

Wenn man ihm wegen seines Lebensstandards Fragen stell-

te, bekannte Albert ohne jede Scham, er habe des Geldes wegen geheiratet, was gar nicht so falsch war. Bei genauem Hinsehen waren Belindas laufende Einnahmen jedoch gleich null, und das Geld, das auf ihrem Privatkonto lag, war in Wirklichkeit von Alberts Konto dort hingebucht worden.

Es war alles höchst eigenartig. Doch das spielte jetzt alles keine Rolle. Was Alberts verschlagenen Verstand im Augenblick beschäftigte, war etwas anderes: Er musste eine Möglichkeit finden, diesen jungen Trottel mit seinem Banklehrling-Aussehen und den dazu passenden Klamotten für seine Zwecke einzuspannen.

Ganz sicher würde er ihn nicht einfach bei Belinda im Haus herumhängen lassen, bei der Stimmung, in der diese gerade war. In letzter Zeit hatte sie sich ziemlich merkwürdig benommen – insgeheim fragte er sich, ob sie am Ende in die Wechseljahre kam, obwohl er wusste, dass sie dafür viel zu jung war.

Nein, wenn sie den Jungen schon für einige Zeit am Hals hatten, und so sah es aus, dann würde er dafür sorgen, dass er sich irgendwo im Geschäft nützlich mache. Zuerst jedoch würde er genau herausfinden, aus was für einem Holz dieser Neffe geschnitzt war, und ihn ein wenig über die Freuden des Alkohols zu lehren, schien ihm ein hervorragender Anfang zu sein.

In der Küche hatten Belindas Gedanken rein gar nichts mit Lustknaben zu tun. Sie fragte sich, warum sie jemals ihr Zuhause für diesen Bungalow in Essexford verlassen hatte, wo das Land so flach und das Leben unsäglich öde war, wo es anscheinend nur aufs Geld ankam und sämtliche Freunde von Albert Ganoven waren.

Belinda hatte schon früher Anfälle von Heimweh gehabt, hatte sie jedoch überwunden, indem sie sich wieder und wieder gesagt hatte, dass sie alles besaß, was eine moderne Hausfrau sich nur wünschen konnte, und dass sie fürs ganze Leben abgesichert war. Sie hatte ihre Rolle vollendet gespielt, in letzter Zeit jedoch hatte sie allmählich eingesehen, dass es nicht mehr war als das: eine Rolle in einem langweiligen und in vieler Hinsicht geschmacklosen, um nicht zu sagen schäbigen Stück, das nichts mit dem Menschen zu tun hatte, der sie wirklich war. Sie war anders als ihre grässliche Schwägerin Vera Wiley, deren wahres Selbst, soweit sie denn eines hatte, ein Fantasiegebilde war, das sich von ihrem schrecklichen Lesestoff herleitete, verbunden mit widerwärtiger Sentimentalität und absoluter Dummheit.

Und außerdem wurde Belinda klar, dass sie in ihrer Ehe – die sie mittlerweile bitter bereute – rein gar nichts zu sagen hatte. Und doch hüttete sie sorgsam das schreckliche Arrangement, das ihr in Wirklichkeit gar nicht gefiel, zwang Albert, die Schuhe auszuziehen, wenn er ihr Vorzeigehaus betrat, und spielte ganz allgemein die Rolle einer Autokratin. Das ganze Drum und Dran dieser Ehe – die modernen Möbel und die

kaum benutzten, aber sündhaft teuren Geräte – war für sie die einzige Möglichkeit, sich ein klein wenig Selbstachtung zu erhalten und gleichzeitig ihre wahren Gefühle vor Albert zu verheimlichen. Insgeheim sehnte sie sich danach, diesem Haus und den schrecklichen Freunden ihres Mannes zu entkommen und in ihr wahres Heim zurückzukehren, in jenes Haus, wo sie aufgewachsen war und wo sie aufrichtig geliebt und respektiert wurde.

Als Belinda das Abendessen zubereitet hatte, ging sie ins Wohnzimmer hinüber. Wenn irgendetwas die düsteren Gedanken hätte bestätigen können, denen sie in der Küche nachgehängen war, so war es die Szene, die sich ihr darbot: Esmond Wiley lag ihr im wahrsten Sinne des Wortes zu Füßen. Nachdem er von seinem Onkel mit einem Dutzend verschiedener Whiskysorten und sicherheitshalber noch mit ein paar hochprozentigen Brandys traktiert worden war, hatte er sich übergeben, zuerst auf sein Hemd und seine Krawatte und dann auf den Teppich. Albert, der in Erwartung der Szene, die seine Frau unweigerlich machen würde, wenn sie hereinkam, ebenfalls klapptertief ins Glas geschaut hatte, hing zusammengesunken in seinem Sessel und kicherte angesichts des Unheils, das er angerichtet hatte, wie unsinnig vor sich hin.

»Kannnix vertragen«, lallte er. »Hab ihm den Un ... den Unterschied zwisch ... zwischen'nem guten Sssingle Malt un' so gepanschtem Zeug un' fr ... fransösisch'm Brandy gesseigt. Un'er hat's nich' vertragen. Er hat's echt nich' vertragen.«

Wieder kicherte er und griff nach der Flasche, die neben seinem Sessel auf dem Boden stand. Doch Belinda kam ihm zuvor, die Flasche war ohnehin leer.

»Du verdammter Idiot!«, fuhr sie ihn an, ehe sie die Hand

ausstreckte, um Esmond den Puls zu fühlen. Besonders kräftig schien der nicht zu sein. Sie richtete sich auf und schüttelte Albert, der anscheinend eingeschlafen war. »Du bist wirklich ein verdammt Volltrottel. Ich rufe einen Krankenwagen.«

Albert erwachte und glotzte sie benebelt an. »Wossu'n das? Ich brauch kein' beschiss'nen Kran ... Krank'nwag'n«, brachte er undeutlich hervor.

Voller Abscheu sah Belinda ihn an. Albert war sehr viel betrunken, als sie es seit langem erlebt hatte.

»Diesmal bist du zu weit gegangen. Den armen Jungen bis zum Exitus abzufüllen, und ich meine Exitus oder jedenfalls kurz davor.« Sie hielt inne, um ihre Worte wirken zu lassen. »Er braucht einen Arzt – und zwar schnell. Wenn du mir nicht glaubst, dann fühl doch mal selber seinen Puls.«

Albert schaffte es aufzustehen, doch er sackte prompt wieder auf die Knie – mitten in die Lache aus Esmonds Erbrochenem. Fluchend packte er den Arm des Jungen.

»Ich kann sein' Puls nich' finden«, winselte er. »Er hat kein'.«

Einen Augenblick lang erwog Belinda, ihn darauf hinzuweisen, dass sein Neffe natürlich keinen Puls hätte, wenn Albert oberhalb des Ellenbogens danach suchte, doch sie überlegte es sich anders. Wenn sie das besoffene Schwein in dem Glauben ließ, er habe seinen Neffen getötet, dann wäre er ihr auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Bei dem Gedanken, was Vera tun würde, wenn sie erfuhr, dass Albert ihren einzigen Sohn ums Leben gebracht hatte, würde ihm himmelangst werden.

»Das habe ich doch gesagt. Ich habe gesagt, du hast ihn dazu gebracht, dass er sich zu Tode trinkt. Was willst du jetzt machen? Vera wird dir bei lebendigem Leibe die Haut abziehen.

Und zwar ganz langsam.«

Albert stöhnte auf und übergab sich seinerseits. Was Veras Reaktion betraf, war er ganz Belindas Meinung. Nicht auszudenken.

Mittlerweile dachte Belinda scharf nach. Ihr kam ein hervorragender Gedanke. Der krönende Abschluss ihres stummen Selbstgesprächs in der Küche.

»Dann fahr du ihn eben ins Krankenhaus«, legte sie den Köder aus. »Du kannst denen ja erzählen, du hättest ihn am Straßenrand gefunden. So erfährt seine Mutter nicht, dass du ihn umgebracht hast.«

Mit glasigen Augen starzte Albert zu ihr hoch. »Ich hab ihn nich' umgebracht. Er hat sich zu Tode gesoffen. Is' genau wie sein verdammter Vater. Un' ich fah' niemand nich' nirgendwo hin«, lallte er mühsam. »Ich kann ja kaum aufsteh'n un' schon gar nich' fah'n. Ich bin doch himmelweit über'm Limit, binnich doch. Du will's doch nich', dassich meine Pappe verlier', oder? Du muss' ihn fah'n. Komm schon, Belindaschatz, tu's mirssu-liebe.«

Belinda lächelte. Er hatte den Köder geschluckt, auf einen Sitz. Der Idiot würde sehr viel mehr verlieren als nur seinen Führerschein, bevor diese Nacht zu Ende war. Sie ließ Albert inmitten seines und Esmonds hervorgewürgten Mageninhalts auf dem Teppich liegen und schleifte ihren Neffen durch die Küche in die Garage und zu Alberts Lieblingswagen, dem Aston Martin. Nach einer kurzen Pause, um Atem zu schöpfen, wuchtete sie Vera Wileys Ein und Alles auf den Beifahrersitz, schnallte ihn an und klappte das Verdeck des Cabrios hoch.

Einen Augenblick lang zögerte Belinda. Gab es noch irgend etwas, das sie mitnehmen musste? Nein, entschied sie, sie hat-

te alles, was sie brauchte – außer Geld.

Sie ging zurück ins Haus, öffnete sachte die Wohnzimmertür und warf einen kurzen Blick auf Albert, der schnarchend auf dem Boden lag, ehe sie die Tür wieder zumachte und abschloss. Dann ging sie ins Schlafzimmer, zerrte eine Ecke des dicken Dralonenteppichbodens in die Höhe und hob die Bodendiele hoch, unter der sich der Safe befand. Kurz darauf hatte sie die Zahlenkombination eingegeben und die 50 000 Pfund in gebrauchten Scheinen an sich genommen, die Albert dort versteckt hatte. Schließlich stellte sie einen neuen Code für das Digitalschloss ein, so dass es ihm unmöglich sein würde, den Safe zu öffnen.

Wieder in der Küche, schaltete sie den Wasserkessel an, stellte einen Topf mit Milch auf den Herd und holte zwei Thermosflaschen hervor. In die eine kamen etliche Löffel Kaffee, in die andere Horlicks sowie eine kleine Schlaftablette. Letzteres war für Esmond, sollte er aus seinem betrunkenen Schlummer erwachen. Das schien zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber Belinda wollte kein Risiko eingehen.

Als Belinda aus der Garage hinausfuhr, deutete nichts darauf hin, dass sie dem Bungalow – und Essex – für immer den Rücken kehren würde. Neben ihr war Esmond Wiley, nunmehr in Decken gehüllt, der Welt nach wie vor entrückt. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit würde er die ganze Nacht schlafen und am nächsten Tag mit einem Riesenkater an einem Ort jenseits seiner kühnsten Träume erwachen.

Und Albert ebenfalls. Belinda hatte eine offene Flasche Chivas Regal neben ihm auf den Boden gestellt; sie wusste, dass er höchstwahrscheinlich einen Schluck daraus nehmen würde, wenn er zu sich kam, als Wachmacher. Der Gedanke, wie er

sich morgen früh fühlen würde, gefiel ihr. Zu grauenvoll, um es in Worte zu fassen.

In seinem Hotelzimmer war Horace beschwipst und bester Laune. Er hatte das erfolgreiche Buchen seiner Überfahrt mit einem erstklassigen Dinner und mehr als einer Flasche Champagner gefeiert. Jetzt lag er auf dem Bett und versuchte sich zu entscheiden, wohin er von Lettland aus weiterreisen sollte. Er war einigermaßen zuversichtlich, dass seine umständliche Reiseroute und diverse Täuschungsmanöver es unwahrscheinlich machen würden, dass man ihn aufspürte. Doch da er wusste, wie beharrlich Vera sein konnte, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war es unbedingt notwendig, nach Lettland noch ein paar weitere Länder abzuhaken.

Horace musste Orte ansteuern, wo niemand nach ihm suchen würde. Er hatte bereits Finnland in Erwägung gezogen, es aber als zu kalt verworfen. Norwegen und Schweden kamen ebenfalls nicht in Frage. Genau wie Spanien. Was er im Fernsehen von Benidorm gesehen hatte, hatte ihm Spanien für alle Zeit verleidet, und die Costa del Sol war seiner Meinung nach zu Recht als Costa del Crime bekannt, weil so viele britische Ganoven dort Villen besaßen. Auch Frankreich hatte für ihn keinerlei Reiz. Zum einen lag es zu nahe bei England, und zum anderen gehörte er zu einer Generation, die man dazu erzogen hatte, die Franzosen nicht so recht zu mögen und ihnen zu unterstellen, nichts als Affären und Seitensprünge im Sinn zu haben. Vera hatte Horace genug draufgängerischen Sex aufgezwungen, dass es ihm für ein ganzes Leben reichte.

Tatsächlich sprach nicht ein einziges Land in Europa ihn an. Er brauchte etwas, das ganz anders war als das England,

das er kannte, und auch als das Leben, das zu führen er seit seiner Heirat gezwungen gewesen war. Unfähig, sich zu entscheiden, trank er schließlich den Champagner aus und schlief ein.

Vera Wiley lag wach und war todunglücklich. Sie hatte ihr Kind der Liebe an die Ponsons verloren, und mit ungewöhnlicher Einsicht begriff sie, dass er dort mit Sicherheit sittlich verwahrlosen würde. Das war alles Horaces Schuld. Zum ersten Mal in ihrem Leben verlor Vera das Vertrauen in die Fantasiewelt des romantischen Schunds, in dem sie ihren Verstand so viele Jahre lang marinierter hatte. Das Einzige, worauf sie hoffen konnte, war, dass Horace wieder zur Vernunft kam, damit Esmond so bald wie möglich wieder heimkehren konnte. In der Zwischenzeit würde sie Horace auf karge Kost setzen und ihn leiden lassen. Sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, ihm Abendessen zu bringen, und sie hatte nicht übel Lust, ihm auch das Frühstück zu streichen. Er würde schon lernen, sich keinen Nervenzusammenbruch anzutrinken, und wenn ihm das nicht passte, dann konnte er sich ja scheiden lassen. Das wäre ihr egal. Was ihn betraf, machte sie sich keine Illusionen mehr.

Als Belinda Ponson aus der Garage gefahren war, wurde ihr sofort klar, dass es ein Fehler gewesen war, den Aston Martin zu nehmen. Er war viel zu auffällig. Also fuhr sie zu Alberts Gebrauchtwagenhandel und schnappte sich die Schlüssel eines Fords aus dem Büroschrank. Mit einiger Mühe gelang es ihr, den noch immer komatösen Esmond auf den Rücksitz zu verfrachten. Auf dem Hof standen mehrere ähnliche Autos, und es war unwahrscheinlich, dass der Ford sofort vermisst werden würde. Um noch mehr Verwirrung zu stiften, fuhr sie den Aston Martin auf den Parkplatz des Krankenhauses, wo sie ihn stehen ließ, ehe sie zu Fuß zu Alberts Geschäft zurückkehrte.

Esmond lag noch immer so schlaff da, wie sie ihn zurückgelassen hatte. Es war Viertel vor elf, und sie hatte eine lange Fahrt vor sich. Beim Fahren schmiedete sie Pläne. Sie würde sich an Nebenstraßen halten, um die Überwachungskameras auf der Autobahn zu meiden, und lieber über Land fahren, als die direkte Route zu nehmen. Dadurch würde die Reise sehr viel länger werden, doch das war es wert. Niemand, vor allem nicht Albert, durfte erfahren, wohin sie gefahren war. Und so rollte sie durch die Nacht dahin, ohne müde zu werden, und blieb immer deutlich unterhalb der zulässigen Geschwindigkeitsgrenze.

Gerade als der Himmel im Osten hell zu werden begann und sich die Morgendämmerung ankündigte, erklimm der alte Ford einen langen, steilen Hügel. Belinda schaltete den Motor aus und saß still da, bis die Landschaft tief unter ihr zu erkennen war. Deren Kargheit war noch immer genauso, wie sie sie

von den Ferien ihrer Kindheit her in Erinnerung hatte. Sie war hier glücklich gewesen, und dieses Glücksgefühl durchströmte sie jetzt von Neuem. Nichts hatte sich verändert. In der Ferne konnte sie die wuchtige Silhouette von Grope Hall ausmachen. Auf ihre ganz eigene Art kehrte sie heim.

Weit im Süden hatte Albert die Nacht zum Teil auf dem besudelten Teppich verbracht und sich später, als er entdeckte, dass er die Wohnzimmertür nicht aufbekam und dass die Hausschlüssel auf mysteriöse Weise aus seiner Tasche verschwunden waren, auf dem Dralonsofa herumgewälzt und sich in regelmäßigen Abständen einen großen Schluck von dem Chivas Regal genehmigt, den er neben sich vorgefunden hatte. Um vier Uhr morgens sehnte er sich verzweifelt nach seinem eigenen Bett und sogar noch mehr danach, seine Blase zu entleeren.

»Belinda«, heulte er betrunken immer wieder, »Belinda, du Miststück, lass mich raus!«

Am Ende, nachdem es ihm nicht gelang, die dreifach verglasten, kugelsicheren Fenster zu öffnen, schmiss er nicht eben zielsicher zwei Whiskyflaschen gegen die Scheiben, verfluchte Belinda viele, viele Male und schnitt sich zu allem Überfluss auch noch ziemlich schlimm in die Hand, als er im Schnaps-schrank nach ein paar stabileren Scotchflaschen suchte. Als ihm schließlich aufging, dass er medizinischer Selbsthilfe bedurfte, wenn er nicht verbluten wollte, verband er sich die Hand mit seinem Taschentuch, so gut es eben ging.

Albert litt noch immer unter seinem schmerzenden Kopf und seiner schmerzenden Hand, als es an der Tür klingelte, wenngleich er seine Qualen ein wenig gelindert hatte, indem er in den großen Farn gepinkelt hatte, den Belinda in der Ecke des Wohnzimmers hätschelte. Taumelnd kam er auf die Beine und schickte sich an aufzumachen, ehe ihm wieder einfiel, dass er eingeschlossen war und dass die Schlüssel weg waren. Blin-

zelnld starrte er auf den Bildschirm, auf dem Besucher üblicherweise zu sehen waren, doch das Gerät war dunkel und wollte nicht funktionieren. Nichtsdestotrotz hörte er Vera schreien: »Lasst mich rein, lasst mich rein!«

Albert hätte sich denken sollen, dass sie auftauchen würde, um nachzusehen, ob ihr halbwüchsiges Kind der Liebe auch wohlauf war. In Anbetracht seines eigenen Katers war Albert sich verdammt sicher, dass Esmond noch unendlich viel schlimmer dran war. Lieber nicht aufmachen. Vera würde nicht den ganzen Tag dort draußen stehen. Sie würde weggehen und anrufen, und er würde nicht ans Telefon gehen. Eine halbe Stunde später tat sie genau das, und er tat genau das nicht. Stattdessen war er damit beschäftigt, die Wohnzimmertür einzutreten.

Vera kam zu dem Schluss, dass ihr Bruder und ihr geliebter Sohn bestimmt im Gebrauchtwagengeschäft der Ponsons arbeiteten, und sie machte sich zu Fuß dorthin auf. Doch es war Sonntag, und das Geschäft war geschlossen. Unverrichteter Dinge trottete sie wieder zum Bungalow zurück, schlich zur Rückseite und versuchte es mit der Hintertür. Dann bemühte sie sich, durch die schwarz verglasten Fenster zu spähen. Das half ihr nicht weiter. Ans Küchenfenster zu hämmern ebenfalls nicht, da darauf lediglich eine Salve Schüsse folgte, von denen einige mit beängstigendem *Ping!* das dreifache Panzerglas trafen. In einem Zustand panischer Angst rutschte Vera an der Wand unter dem Fenster hinunter. Sie schrie doppelt so laut weiter, ohne eine Antwort zu erhalten, abgesehen vom Krachen weiterer Schüsse.

Zum ersten Mal musste sie Horace recht geben. Er hatte gesagt, ihr Bruder sei ein Gangster und eines Tages würde er

schen die Quittung dafür kriegen. So wie es sich anhörte, war dieser Tag gekommen. Nicht, dass es sie wirklich kümmerte, was mit Albert passierte. Was sie in Hysterie verfallen ließ, war die Tatsache, dass ihr geliebter Esmond mitten in dieser Wild-West-Schießerei sein musste. Sie hatte ja keine Ahnung, dass sie sich gar nicht hätte sorgen müssen.

Im Haus selbst war Albert endlich auf eine Möglichkeit verfallen, in die Küche durchzubrechen, und hatte seinen 45er Colt Automatik in das Türschloss leergefeuert. Als er jedoch feststellte, dass auch die Hintertür abgeschlossen war, geriet er in Rage, und zwar so sehr, dass er wahllos herumzuballern begann; die Kugeln prallten von teuren Küchengeräten ab und durchschlugen dabei etliche Stielkasserollen aus Edelstahl in einem Schrank und den Kenwood-Mixer.

Als sie diese neuerliche Schießerei hörte, wurde Vera schließlich aktiv. Etwas Schreckliches geschah in dem Bungalow, und ihr geliebter Esmond war dort drin. Sie hastete auf die Straße hinaus und rief per Handy die Polizei an.

»Im Haus meines Bruders wird geschossen!«, kreischte sie.

Die Polizei schien nur vage interessiert zu sein. »Tatsächlich? Und wer ist Ihr Bruder?«

»Albert Ponson. Sie bringen ihn um!«

»Und wie heißen Sie?«

»Ich bin Mrs. Wiley, und Albert ist mein Bruder.«

Auf dem Polizeirevier nahm man die Neuigkeit gelassen auf. Eine Stimme im Hintergrund schien zu bemerken, es sei ja allmählich auch Zeit, dass es den Scheißkerl erwischte.

»Adresse?«

»Welche?«, wollte Vera, nunmehr gründlich verwirrt, wissen.

»Ihre natürlich. Wir wissen, wo Al Ponson seinen Laden hat.«

Aber Vera war jetzt mit den Nerven am Ende. »Ich habe Ihnen doch gesagt, in seinem Haus wird geschossen – im Haus der Ponsons –, nicht in meinem. Um Gottes willen, beeilen Sie sich! Mein geliebter Sohn ist da drin bei ihm.«

»Ihr was?«

»Mein geliebter Sohn Esmond. Ich habe ihn gestern bei Albert gelassen, um ihn zu schützen, und jetzt wird hier geschossen und ...«

Doch der Inspector wollte nicht mehr hören. Er legte die Hand über die Sprechmuschel und reichte den Hörer einem Sergeant. »Da ist so eine Bekloppte dran, die quakt irgendwas von ihrem geliebten Sohn Esmond und dass sie ihn bei unserem hiesigen Al Capone gelassen hat, zum Schutz.«

Der Sergeant lauschte einen Moment und legte dann hastig den Hörer auf.

»So ein hysterisches Weib behauptet, bei den Ponsons wird geschossen«, sagte er zu einem Constable. »Beten Sie zu Gott, dass sie recht hat. Also los. Auf jeden Fall können wir bei der Gelegenheit sehen, was der Dreckskerl da in seinem befestigten Bunker hat.«

Fünf Minuten später hämmerten der Inspector, der Sergeant und der Constable (mit zwei weiteren Polizisten als Verstärkung, weil man ja nie wissen konnte) an die Haustür und befahlen Albert, aufzumachen. Hinter ihnen jammerte Vera.

Er hätte es ja mit Freuden getan, hätte er nur das Schloss aufbekommen, doch nicht nur war der Schlüssel der Hintertür verschwunden, Belinda hatte auch noch den Strom komplett abgeschaltet, so dass im Haus völlige Dunkelheit herrschte.

Zum ersten Mal verfluchte Albert die Metallplatten, die er vor Türen und Fenstern hatte anbringen lassen, um zu verhindern, dass Einbrecher und neugierige Nachbarn die Orgien zu Gesicht bekamen, die er als Partys bezeichnete. Er benutzte die restlichen Revolverkugeln dazu, sich in die Garage durchzuschießen, nur um dortselbst festzustellen, dass das elektrische Garagentor herabgelassen war und keine Möglichkeit bestand, es hochzufahren. Nicht nur das, sein Aston Martin war verschwunden. Das Auto war bekanntermaßen sein Ein und Alles, das ihm mehr bedeutete als irgend etwas sonst. Das war für Albert ein Anzeichen dafür, dass ein Verbrechersyndikat hinter alldem steckte und dass er es entweder mit einer Entführung oder, schlimmer noch, mit einem Mord zu tun haben könnte.

Mit dröhnendem Schädel versuchte er nachzudenken. Wenn Belinda und Esmond gekidnappt oder ermordet worden waren, dann war die Polizei das Letzte, was er brauchte. Als er durchs Schlüsselloch spähte, war er nur sehr gelinde erleichtert, als er sah, wie seine Schwester von fünf kräftigen Polizisten mit Gewalt in einen Krankenwagen bugsiert wurde.

Zehn Minuten später hatte sich der Chief Inspector zu seinen fünf Kollegen vor dem Bungalow der Ponsons gesellt. Jetzt war er an der Reihe, Albert zum Herauskommen zu überreden, nur um sich von diesem wiederholt sagen zu lassen, er sei ein totaler Arsch. Kapierte der Kerl denn nicht, dass er, Albert, nicht rauskommen konnte, weil der elektronische Türöffner sich nicht bedienen ließ? Und nicht einmal das beschissene Schloss funktionierte, die beschissenen Schlüssel waren nämlich weg.

Der Chief Inspector versuchte es mit Vernunft. »Niemand beschuldigt Sie irgendeines Vergehens. Wir wollen nur wissen,

was das Problem ist.«

»Das Scheißproblem ist, dass ich in meinem verdammten Haus eingesperrt bin und nicht rauskann, du dämlicher Bulle. Wie oft muss ich euch das noch sagen?«, brüllte Albert zurück.

»Und irgendein Schwein hat außerdem noch meinen Aston Martin geklaut.«

Der Chief Inspector schlug versuchsweise eine andere Richtung ein.

»Wurden im Haus Schüsse abgefeuert?«

»Wurde im Haus was?«, schrie Albert, immer noch verkatert und nun auch noch gründlich konfus. Benebelt war der bessere Ausdruck.

»Hat im Haus jemand geschossen?«

Albert gab sich alle Mühe, nachzudenken.

»Ja«, antwortete er schließlich. »Ich hab das Schloss aus der Wohnzimmertür geballert.«

»Ich verstehe«, meinte der Chief Inspector, der überhaupt nichts verstand. Nach einer langen Pause fuhr er fort: »Und warum?«

»Weil irgend so ein Dreckskerl nicht wollte, dass ich rauskomme.«

»Wer wollte das nicht?«

»Der Typ, der das Ding abgeschlossen hat, krepieren soll er.«

»Was ist hinter der Tür krepiert?« Die Annahme, es könnte sich um einen Menschen handeln, ließ den Chief Inspector aufhorchen.

»Ich weiß es nicht. Es war stockdunkel, das hab ich Ihnen doch gesagt.«

»Sie haben also auf das Schloss geschossen und jemanden

auf der anderen Seite der Tür getroffen.«

»Nein, hab ich nicht! Als ich in die Küche geschaut hab, hab ich niemanden gesehen. Wie denn auch. Es war stockfinster. Das habe ich doch gesagt.«

»Wieso sagen Sie dann, dass im Haus jemand krepiert ist?«

Abgelenkt von einem großen Lastwagen, der einen Sattelschlepper anhupte, weil dieser ihm im Weg war, verlor der Sergeant beim Mitschreiben den Faden und konzentrierte sich auf das »krepiert«. Der Zusatz »der Typ« half ihm nicht weiter.

»Sie geben also zu, dass Sie die Person angeschossen haben, die Sie in der Küche eingeschlossen hat?«, fragte er.

Vergeblich mühte Albert sich ab, darauf eine unverfängliche Antwort zu finden. »Ich hab nicht gewusst, dass da jemand auf der anderen Seite war. Ich konnte nicht mal das Schloss sehen. Musste danach tasten. Ich meine, ich hab mit dem Finger rumgefühlt, bis ich das Schloss gefunden hab, und dann hab ich die Mündung da rangehalten und abgedrückt. Ich wollte niemanden erschießen.«

Der Chief Inspector löste den Sergeant ab.

»Woher wissen Sie, dass Ihr Aston Martin gestohlen worden ist?«

»Weil er nicht in der Garage steht.«

»Ist die Tür zwischen der Küche und der Garage auch abgeschlossen?«

»Na jetzt nicht mehr.«

»Und Sie sagen, der Wagen ist gestohlen worden? Woher wissen Sie das?«

»Weil er nicht da ist. Ich hab überall rumgetastet, und er ist weg.«

»Also wenn es einen Zugang von der Garage in die Küche

gibt, dann müssen wir eben einen Bulldozer holen und das Gagarmentor rausreißen.«

Starr vor Schrecken stand Albert Ponson in der Finsternis.

»Das könnt ihr nicht machen«, krächzte er. »Dann kommt die ganze vordere Hauswand mit runter.«

»Wir drücken das Tor doch nur auf. Vielleicht kriegt es ja ein bisschen was ab, aber ...«

»Sie verstehen nicht. Wenn ihr das Ding aufdrückt oder rausreißt, kommt die komplette Frontseite mit runter.«

»Die ganze Frontseite des Hauses? Bestimmt nicht. Sie wollen nur nicht, dass wir reinkommen. Sie haben da drin wohl was zu verbergen.«

»Ach ja? Was denn zum Beispiel?« »Zum Beispiel eine Leiche. Zum Beispiel diesen Neffen, von dem Ihre Schwester die ganze Zeit redet.«

»Ihr spinnt doch total!«, kreischte Albert. »Ich hab ihn nicht angerührt.«

»Und warum sagt er dann nichts? Wenn er bei Ihnen da drin ist, dann lassen Sie ihn doch mal was sagen – das heißt, vorausgesetzt, er ist noch am Leben.«

»Oh Gott, oh Gott, ich werde noch irre«, stöhnte Albert.

»Darauf wollen Sie sich vor Gericht berufen? Dass Sie übergeschnappt sind, ein wahnsinniger Mörder? Und wo ist Mrs. Ponson? Ist sie auch tot?«

Albert sackte wimmernd zu Boden und setzte sich dabei im Dunkeln versehentlich in eine Ölpfütze. Draußen lächelten der Chief Inspector und der Sergeant vergnügt und gingen über die Straße.

»Ich würde sagen, wir haben den Scheißer endlich«, stellte der Chief Inspector fröhlich fest. »Seit Jahren habe ich auf die-

sen Tag gewartet. Der kriegt lebenslänglich, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.«

»Wieso, glauben Sie, ist es im ganzen Haus dunkel?«, fragte der Sergeant. »Das ist doch unlogisch.«

»Diese Frau, die wir ins Krankenhaus bringen lassen, die hatte doch recht. Sie hat wirklich Schüsse gehört. Da hat er wohl den Jungen umgebracht. Und dann, nachdem er die Leichen aus dem Haus geschafft hat, kommt er zurück und verschießt den Verteilerkasten, damit er so was wie ein Alibi hat. Bestimmt war Blut auf dem Teppich oder sonst wo, und diese Sachen hat er irgendwo weit weg von der Leiche entsorgt. In einem Fluss oder so.«

»Und das Auto? Was hat er damit gemacht?«

»Dasselbe wie mit dem Teppich, oder er hat es vertickt«, meinte der Chief Inspector. »Ist höchstwahrscheinlich auch Blut dran.«

Das Rasseln eines Kettenbulldozers, der die Straße heraufgewälzt kam, unterbrach ihn. Die beiden Polizisten überquerten abermals die Fahrbahn und gingen wieder zu der Garage.

»Den Haken hier oben über das Tor«, befahl der Chief Inspector.

Ein Aufschrei war im Innern der Garage zu vernehmen. »Scheiße, reißt bloß das verdammte Ding nicht raus! Ich hab euch doch gesagt, dann kommt die ganze vordere Wand mit runter! Ich meine die vom ganzen Haus.«

»Kann ich mir nicht vorstellen. Ich meine, wir brechen doch bloß das Tor auf. Den verdammten Riesenhaken da über das Tor, Jungs, und dann macht Platz.«

Als der Bulldozer heranrührte und der gewaltige Haken am Ende der Kette oben am Metalltor Halt fand, brüllte Albert noch

wilder los.

»Herrgott noch mal, das Garagentor ist in die Hauswand eingelassen!«

»Den Bären können Sie jemand anderem aufbinden, Al, Sie Halunke!«, schrie der Sergeant zurück. »Sie haben da drin was versteckt.«

Der Bulldozer hatte den Rückwärtsgang eingelegt, und als sich die Kette spannte, wurde klar, dass Albert Ponson die Wahrheit gesagt hatte. Die gesamte Hausfront neigte sich nach vorn. Sekunden später kippte das Dach und stürzte dann hinterher, als die Mauer in den Vorgarten krachte.

Als die Wand in Bewegung geraten war, hatte Albert die Geistesgegenwart besessen, in den hinteren Teil des Hauses zu rennen. Jetzt lag er unter einem Bett dicht neben einem Stütz-pfeiler, auf dem zwei Eisenträger ruhten, die bis eben das Dach getragen hatten. Über ihm kündigte der düster werdende Himmel allmählich Regen an. Als das nach vorn abrutschende Dach endlich zur Ruhe gekommen war, kroch er hervor; der Krach, der Zement und Betonstaub und vor allem die Vernichtung seines Traumhauses hatten ihn in einen Schockzustand versetzt. Um das Grauen der ganzen Situation noch zu verstärken, waren in den Bädern auch noch etliche Wasserrohre gebrochen, und eine perverse Leitung direkt über seinem Kopf zielte genau auf sein Gesicht. Als Albert den Mund öffnete, um um Hilfe zu rufen, begriff er, dass er in höchster Gefahr war: Er würde ertrinken, wenn sich sein linkes Bein nicht aus dem Kabelgewirr befreien ließ. Dann kam ihm der Gedanke, dass vielleicht einer dieser verfluchten Bullen auf die Idee kommen könnte, den Strom wieder anzustellen, so dass er auch noch einen tödlichen Schlag bekäme.

Mit einer verzweifelten, um nicht zu sagen rasenden Anstrengung riss Albert sein Bein los und trat damit die Kabel weg. Dann wuchtete er sich durch den nunmehr geborstenen Fensterrahmen, kroch durch das Unterholz und versteckte sich schließlich in den Tiefen eines immergrünen Gestrüpps. Während er dort lag und versuchte, seine noch immer schlottern-den Glieder zur Ruhe zu zwingen, fiel ihm plötzlich das kleine Vermögen ein, das in den Safe unter dem Schlafzimmerteppich eingeschlossen war.

Scheiß drauf. Jetzt würde er nicht zurückkriechen und es holen, wo sich die Polizei hier rumtrieb. Er musste eben warten, bis sich die Bullen vom Acker gemacht hatten.

Im Augenblick konnte er diesen verdammten Bulldozer hö-ren, dessen Kette mit dem Haken allem Anschein nach noch immer an einem großen Teil der vorderen Hauswand festhing, denn er schien zu versuchen, sich von diesen Anhängseln zu befreien, und nach dem Getöse scharrenden Metalls zu urtei-len, hatte er keinen Erfolg damit.

Erschöpft und wie betäubt von der Zerstörung seines Heims, schwanden Albert Ponson die Sinne.

Der Superintendent stand vor dem, was einst der Bungalow gewesen war, und sann über die Konsequenzen des Vorgangs für seine Karriere nach. Das Ganze konnte man nur als totale Katastrophe bezeichnen.

»Sie verdammt Idiot!«, brüllte er den Chief Inspector an. »Ich habe Ihnen aufgetragen, diesen Ganoven Ponson zu verhaften, nicht sein verfluchtes Haus einzureißen. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit haben Sie den Scheißkerl umgebracht. Sie taugen ja nicht mal zum Parkplatzwächter, geschweige denn zum Schülerlotsen. Jede Zeitung im ganzen Land wird dieses kleine Intermezzo auf der Titelseite in alle Welt hinausposaunen. POLIZEI-TERRORTRUPP SPRENGT WOHNHAUS IN DIE LUFT und WER BRAUCHT NOCH TERRORISTEN? WIR HABEN DOCH DIE POLIZEI! Meinen Job kann ich mir in die Haare schmieren. Also, lassen Sie sich eins gesagt sein: Wenn ich dran glauben muss, dann gehen Sie auch den Bach runter, und zwar sehr viel weiter.«

»Aber woher hätten wir denn wissen sollen, dass er einen gepanzerten Bungalow hat? Diese komische Frau, seine Schwester, hat gesagt, ihr Sohn sei da drin, um ihn vor seinem Vater zu beschützen, und dass sie Schüsse gehört hätte. Wir mussten da rein.«

Mit irrem Blick schaute der Superintendent sich um.

»Wollen Sie mir etwa erzählen, sie war mit ihrem Bruder verheiratet? Das ist doch Inzest, oder?«

»Nein, sie ist mit einem Bankangestellten aus Croydon verheiratet, der durchgedreht ist und versucht hat, seinen Sohn

mit einem Küchenmesser zu erstechen. Sie hat gesagt, wir müssten ihn unbedingt aus dem Haus seines Onkels rausholen.«

»Was? Bevor er ihn auch umbringt?«, fragte der Superintendent.

»Genau, Sir.«

»Und stattdessen hat er das Ihnen überlassen, indem Sie das Haus plattgemacht haben. Und wo ist diese Mrs. Ponson jetzt?«

»Na ja, auch da drin, nehme ich an.«

»Sie meinen, sie hat Schüsse gehört und wie ihr Sohn ermordet wurde, und ...«

»Nein, Sir, *die* heißt Mrs. Wiley. Sie ist in der Notaufnahme.«

»Das mit dem ›Not‹ können Sie ruhig weglassen, Chief Inspector. Not war hier nämlich keine am Mann, und Sie sind für das Ganze verantwortlich. Warten Sie nur die Untersuchung ab und danach den Prozess, und dann schauen Sie, wie das Urteil ausfällt.«

Er wandte sich ab und schickte sich gerade an, sich so schnell wie möglich so weit wie möglich vom Schauplatz des Geschehens zu entfernen, als ihn der Chief Inspector zurückhielt.

»Sollten Sie nicht lieber zuerst Mrs. Wiley befragen, Sir?«

Der Superintendent drehte sich um und versuchte vergeblich, sich zu erinnern, wer Mrs. Wiley war. Er war kurz davor, die Nerven zu verlieren.

»Ist die denn noch am Leben? Ich dachte, Sie haben gesagt, ihr Mann hat versucht, sie mit einem Küchenmesser umzubringen.«

»Doch nicht sie. Ihren Sohn. Mr. Wiley arbeitet bei der Lowland Bank. Er hat ein Küchenmesser genommen und ...«

»Ach ja, jetzt erinnere ich mich. Sie hat ihn hierhergeschafft, in diesen verdammten Bungalow, damit der Kerl, den sie vor dem Bankmenschen geheiratet hat, ihn erschießt. In Ordnung, wir gehen und reden mit ihr. Ich glaube, ich bin noch nie einer Bigamistin begegnet.«

Der Chief Inspector hielt den Mund. Insgeheim fragte er sich, ob der Superintendent getrunken hatte, und er wünschte sich, er könnte sich ebenfalls einen ordentlichen Whisky genehmigen.

Als er nach einem weiteren hemmungslosen Abend in London erwachte, fühlte Horace sich nicht allzu wohl, nicht zuletzt deshalb, weil er beim Aufwachen feststellte, dass er verschlafen und der Gammelfrachter längst abgelegt hatte.

Nach einem minimalen Lunch fühlte er sich endlich imstande, das Hotel zu verlassen, und weil ihm aufging, dass selbst der verschlafene Angestellte misstrauisch werden würde, wenn er im selben Reisebüro noch eine Fahrkarte kaufte, nahm er ein Taxi zum gesetzlosesten Stadtteil Londons, in der Nähe der Docks.

Da er beschlossen hatte, dass er seine Spuren besser verwischen musste, suchte er sich den verkommensten Laden mit Second-Hand-Kleidern aus, den er finden konnte, und erstand einen schäbigen Regenmantel und ein Paar völlig abgetragene Stiefel, die ihm ein paar Nummern zu groß waren. Nachdem er in einer öffentlichen Toilette Zuflucht gesucht hatte, um sich umzuziehen, stopfte er die Hosenbeine einer alten, schmuddeligen Hose, die er in weiser Voraussicht aus seinem Garten-schuppen mitgenommen hatte, in besagte Stiefel. Als er wieder zum Vorschein kam, war Horace sogar noch weniger als flüchtiger Bankangestellter zu erkennen als vorher.

Danach fuhr er mit dem Bus zu den Docks. Nach einer qualvollen Fahrt hielt der Bus, und Horace, der seinen schmerzen-den Kopf verfluchte, marschierte auf und ab, bis er ein Heuerbüro fand, wo er – unter erheblichen Schwierigkeiten – abermals für eine Überfahrt nach Lettland bezahlte.

»Na, zurück in die Heimat?«, erkundigte sich der Mann hin-

ter dem Tresen, der selbst wie ein Immigrant aussah, nachdem er die in Blockbuchstaben geschriebene Bitte um eine Fahrkarte nach Riga studiert hatte, die Horace ihm reichte. »Kann's dir nicht verdenken.«

Horace nickte und umklammerte seine Fahrkarte und seinen Koffer, während er sich auf die Suche nach einer weiteren öffentlichen Toilette machte, um wieder seinen Anzug anzuziehen.

Zurück im Hotel, schrieb er an seine Schweizer Bank und setzte den Kundenberater, der seine Geldangelegenheiten betreute, davon in Kenntnis, dass er 3000 Pfund in bar abzuheben wünsche – er habe Geschäfte in Australien, lautete die Begründung, und er würde noch vor Ende des Monats persönlich anreisen, um das Geld in Empfang zu nehmen. Damit blieben ihm noch gut über eine Million Pfund auf seinem Konto.

Am nächsten Morgen bezahlte er seine Hotelrechnung in seiner Schmuddelkleidung – was ihm an der Rezeption einen sehr merkwürdigen Blick eintrug –, nahm seinen Koffer und gab dem Portier beim Hinausgehen ein sehr großzügiges Trinkgeld. Der Portier, der offensichtlich fand, Horace brauche das Geld dringender als er, gab das Trinkgeld nicht nur zurück, sondern legte noch einmal dieselbe Summe obendrauf.

Nicht ganz überzeugt, dass es völlig unmöglich wäre, ihm zu folgen, verbrachte Horace die nächste Nacht im Freien in Blackheath, ein Erlebnis, das er auf keinen Fall zu wiederholen gedachte, nachdem er zweimal von der Polizei vertrieben und einmal von einem Obdachlosen mit einem Pissoir verwechselt worden war.

Am nächsten Vormittag war er wieder in dem Heuerbüro, wo er dem Mann hinter dem Tresen einhundert Pfund über-

reichte und ihm ganz kurz seinen Pass vor die Nase hielt. Nicht, dass das notwendig gewesen wäre. Der Mann freute sich so sehr über das enorme Trinkgeld, dass er Horace durchließ, ohne sich die Mühe zu machen, seinen Namen zu notieren. Be-glückt über seine eigene Taktik stieg Mr. Ludwig Jansens das Fallreep empor, entschlossen, niemals wieder einen Fuß auf englischen Boden zu setzen.

In Grope Hall hatte Belinda das Tor geöffnet und den Ford zum Haus gefahren, ohne auf die beiden Bullen neben dem Zufahrtsweg und das Lärm der bellenden Hunde hinter dem Haus zu achten. Sie fuhr direkt bis vor die Küchentür, stieg aus und klopfte. Eine sehr alte Frau spähte aus einem Schlafzimmersfenster.

»Was wollen Sie?«, verlangte sie zu wissen.

»Ich bin deine Großnichte Belinda. Eudora war meine Mutter. Deine Schwester Eliza war meine Großmutter.«

»Eudora? Eudora?«, rief die alte Frau eindeutig verwirrt.

»Wo ist deine Mutter, Eudora?«

»Nein, ich bin Belinda. Eudora ist tot. Sie ist vor zwei Jahren gestorben, sie hatte eine Lungenentzündung. Ich dachte, das wüsstest du. Ich hatte dir damals geschrieben.«

»Ich lese keine Briefe. Kann ich nicht, weil meine Brille kaputt ist. Und will ich auch gar nicht. Sind ja doch immer nur schlechte Nachrichten.« Die Greisin hielt inne und schien nachzudenken. »Warum bist du hergekommen? Wenn du Eudoras Tochter bist, wie du behauptest, dann hat sie dir doch bestimmt erzählt, wie die Familie immer gelebt hat.«

»Oh ja, das hat sie. Zumindest die wichtigen Fakten. Der Familienvorstand muss eine Frau sein. Als Eliza gestorben ist, hast du ihre Nachfolge angetreten. Wir sind früher oft zu Besuch gekommen, als ich noch klein war, weißt du das nicht mehr?«

»Mein Verstand ist nicht mehr das, was er mal war. Nicht, dass jemals viel damit los gewesen wäre. Ich erinnere mich,

dass Eudora nach Südengland gefahren ist, um sich einen Mann zu suchen, aber seitdem hab ich nichts mehr von ihr gehört. Woher soll ich wissen, dass du wirklich diejenige bist, die du zu sein behauptest?«

»Ich bin durch und durch eine Grope, und das kann ich auch beweisen.«

Die alte Frau nickte und fragte dann: »Wann hatte deine Mutter Geburtstag?«

»Am 20. Juni. Sie war Jahrgang 1940.«

»Das stimmt. Na dann komm mal lieber rein. Die Tür ist offen. Ich bin noch nicht angezogen, aber ich komme bald runter, und dann kannst du mir erzählen, warum du hergekommen bist.«

Belinda vergewisserte sich, dass Esmond noch immer schlief, ehe sie ins Haus trat. Sie ging durch die Spülküche und stand dann da und betrachtete die Küche. Der Raum war noch genauso, wie sie ihn von ihrer Kindheit her in Erinnerung hatte. Derselbe Kartentisch in der Mitte und dieselben Töpfe und Pfannen auf den Borden oder an den Haken an der Wand gegenüber dem alten Kohleherd. Alles war noch so wie bei ihrem letzten Besuch vor all den Jahren. Sogar der Geruch nach Speck war noch derselbe und nach ... Sie konnte nicht genau sagen, was es war. Es war ganz einfach das Geruchsgemenge, das ihr als Kind sechs Jahre lang so vertraut gewesen war. Und am allerbesten war, dass hier alles ganz anders war als in dem Ponson-Bungalow, aus dem sie geflohen war. Nichts glänzte oder leuchtete weiß wie ihre Waschmaschine und die verschiedenen Geräte, die sie im Laufe der Jahre um sich geschart hatte. Damals hatte sie in dieser schrecklich modernen Küche ein wenig Trost gefunden. Oder sich das eingeredet. Jetzt jedoch war sie

in ihr wahres Zuhause zurückgekehrt, wo sie die glücklichsten Zeiten ihrer Kindheit verbracht hatte.

Seltsamerweise verspürte sie trotz der stundenlangen Fahrt über Landstraßen keinerlei Müdigkeit – sie hatte sich immer schön an die vorgeschriebene Geschwindigkeit gehalten, um den Polizeikameras zu entgehen. Der Morgen, der über den Hügeln graute, die riesigen Wiesen und die fernen Wälder hatten ihr frische Energie zufließen lassen. Und hier in Grope Hall anzukommen und zu sehen, dass sich nichts verändert hatte, war der größte Energieschub überhaupt.

Belinda ging zurück zum Auto, wo Esmond noch immer völlig weggetreten auf dem Rücksitz unter einer Decke lag. Sie würde Hilfe brauchen, um ihn ins Haus zu bugsieren. Belinda kehrte in die Küche zurück, kochte Kaffee und wartete darauf, dass jemand kam, der ihr vielleicht helfen konnte, Esmond in eins der Schlafzimmer zu schleppen. Seltsam, jetzt, wo sie hier war, schien nichts mehr besonders dringlich zu sein.

Schließlich sah sie einen Mann in mittleren Jahren mit einem Eimer in der Hand aus der Scheune kommen und rief ihn herbei. Offensichtlich arbeitete er auf dem Anwesen der Gropes.

»Wie heißen Sie?«, fragte Belinda.

»Hier nennen sie mich den alten Samuel.«

»Den alten Samuel? So alt sind Sie doch gar nicht, Samuel.«

»Nein, aber es hat bei den Gropes immer einen alten Samuel gegeben, und als ich hergekommen bin, da war ich siebenundzwanzig, da haben sie mich eben so genannt. Eigentlich heiße ich auch gar nicht Samuel – mein Name ist Jeremy –, aber davon wollte die alte Mrs. Grope nichts hören, und deshalb bin ich der alte Samuel geworden, und der alte Samuel bin ich geblieben. Ich halte den Hof am Laufen und erledige, was

hier so anfällt, jetzt, wo nur noch die alte Dame übrig ist.«

»Könnten Sie mir wohl helfen, jemanden aus meinem Auto zu holen? Er schläft da gerade einen Mordsrausch aus.«

Sie gingen zu dem Ford hinüber.

»Kann man wohl sagen«, bemerkte der alte Samuel, als er die Autotür öffnete und den Dunst im hinteren Teil des Wagens einatmete. Er griff hinein und zog Esmond unter der Decke hervor.

»Mit dem, was der getrunken hat, wird er ein paar Tage zu tun haben. Riecht nach Whisky, würde ich sagen. Wo soll er denn hin?«

»In das Zimmer über der Küche.«

Interessiert musterte der alte Samuel Belinda. Offensichtlich kannte sie sich in Grope Hall sehr gut aus. Tatsächlich könnte sie, nach ihrem Aussehen und der Tatsache zu schließen, dass sie einen besinnungslosen jungen Kerl auf dem Rück-sitz hatte, durchaus selbst eine Grope sein. Ganz bestimmt jedenfalls sah sie so aus, als ginge es ihr ausnehmend gut.

Von Esmond konnte man das nicht behaupten. Er hatte stundenlang im Alkoholnebel geschlummert, und nachdem er in das Zimmer über der Küche geschafft worden war, hatte er sich bloß zum Pinkeln aus dem Bett gemüht. Das Problem war nur, dass zu dem Zimmer kein eigenes Bad gehörte und der einzige Nachttopf unter dem Bett stand, ganz hinten an der Wand. Beim Versuch, daranzukommen, war er aus dem Bett gefallen und hatte daraufhin kurzerhand den Teppich nassgepinkelt, bevor er wieder eingeschlafen war.

Belinda hatte die dunklen Vorhänge zugezogen, als Samuel Esmond mit ihrer Hilfe nach oben geschleppt hatte, und dann die Tür abgeschlossen, ehe sie selbst schlafen gegangen war, endlich doch erschöpft von der langen Fahrt in dem alten Ford. Am späten Nachmittag wachte sie auf und sah nach Esmond. Er hockte auf der Bettkante, starre den nassen Fleck auf dem Boden an und sah schrecklich aus.

»Was du brauchst, ist eine anständige Mahlzeit.«

»Wo bin ich, Tante Belinda?«, wollte er wissen und schaute aus dem Fenster auf die kahlen Hügel, die sich bis zum Horizont erstreckten.

»Du bist nach Hause gekommen. Hier gehörst du hin.«

»Nach Hause? Das hier ist nicht mein Zuhause. Mein Zuhause ist in Croydon.«

»Und ich bin nicht deine Tante, ich bin deine Verlobte. Wir werden heiraten, weißt du das nicht mehr?«

»Heiraten? Aber das geht doch nicht. Du bist doch schon verheiratet, und du *bist* meine Tante. Du bist Mrs. Ponson, die

Frau von Onkel Albert, diesem grässlichen Gangster.«

»Ach, mein armer Junge. Du warst sehr lange krank, mein Schatz. Wir waren verheiratet, aber wir haben uns scheiden lassen. Weißt du denn nicht mehr, du hast mich überredet, mit dir durchzubrennen.« Belinda zögerte einen Moment lang. »Und noch etwas, du darfst nie den Namen Ponson benutzen. Darauf bestehe ich. Dein Nachname ist Grope, genau wie meiner, und dein Vorname ist Joe. Wenn irgendjemand dich fragt, sagst du, du heißt Joe Grope. Wiederhole das.«

»Joe Grope.«

»Und du wohnst in der Lyke Road in Ealing. Verstanden?«

Esmond nickte. »Ich heiße Joe Grope und wohne in der Lyle Road in Ealing. Wo ist denn das?«

»In London. Und jetzt wiederholst du deinen neuen Namen immer wieder. Verstehst du?«

»Ja. Ich bin Joe Grope aus Ealing. Aber warum muss ich Joe Grope aus Ealing sein?«

»Das ist im Augenblick nicht so wichtig. Komm mit, dann kriegst du ein schönes, großes Frühstück. Offensichtlich hast du's nötig.«

Sie gingen hinunter in die Küche, und während Esmond an dem sauber geschrubbten, uralten Kartentisch Platz nahm, briet Belinda Spiegeleier mit Speck und kochte starken Kaffee. Der verwirrte Esmond wiederholte ein ums andere Mal seinen neuen Namen. Nach dem Frühstück fühlte er sich besser, ein bisschen besser, aber nicht gut genug, um zu merken, wie Belinda ihm eine kleine Tablette in den Kaffee tat.

Als Esmond ihn ausgetrunken hatte, dämmerte er von Neuem weg, und Belinda musste ihm ins Schlafzimmer hinaufhel-fen, wo sie das Bett neu machte und den Nachtopf hervorzog,

so dass er ihn leicht erreichen konnte. Dann zog sie ihn aus und steckte ihn ins Bett. Inzwischen schlief er tief und fest, und die Schlaftablette in seinem Kaffee garantierte, dass er erst am nächsten Morgen aufwachen würde.

Unten erläuterte Belinda ihrer Großtante ihren Plan. Diese hatte lange genug darauf gewartet, zu erfahren, wieso ihre Großnichte hier aufgetaucht war, und noch dazu mit einem fremden jungen Burschen. Belinda ließ ein paar Tränen fließen, als sie ihre erbärmliche Ehe und ihre furchtbare Schwägerin schilderte.

»Ich habe diesen schrecklichen Mann verlassen, und seinen entsetzlichen modernen Bungalow auch«, schluchzte sie. »Du hast ja keine Ahnung, wie fürchterlich es dort unten war. Und jahrelang hat er sich um den Verstand gesoffen. Mit ein bisschen Glück ist das irgendwann mal sein Tod. Und er hat darauf bestanden, blöde Partys zu feiern und Diebe dazu anzustiften, Autos zu klauen. Am schlimmsten war, dass er keine Kinder zeugen konnte, Töchter schon gar nicht. Alles, was ihn interessiert hat, war Geld. Na der wird Augen machen. Ich habe jeden Penny mitgebracht, den er in seinem Safe versteckt hatte, um dir zu helfen.«

»Du hast ihn doch nicht umgebracht, Belinda, oder?«, erkundigte sich Myrtle eher neugierig als schockiert.

»Nein. Obwohl ich das vielleicht hätte tun sollen.«

»Aber wer ist der Junge, den du mitgebracht hast, und wie so sagt er immer, er würde Esmond heißen?«

»Ich habe seinen Namen geändert. Jetzt ist er Joe Grope, und wenn irgendjemand fragen sollte, kommt er aus Ealing im Westen von London, nicht aus Croydon.«

»Aber warum hast du ihn überhaupt mitgebracht?«

»Ich wollte ihn retten. Seine Mutter ist Alberts Schwester, und sie ist auf andere Art genauso furchtbar wie er. Sie trifft nur so vor Schmalz und sültzt herum. Nennt ihn jedes Mal ›ihren geliebten Sohn‹, wenn sie von ihm spricht. Entweder das oder ›mein kleines Kind der Liebe‹, und dabei ist er mittlerweile eins achtzig. Da wird einem doch übel.«

»Was sagt denn sein Vater dazu?«

»Der hat versucht, den Jungen mit einem Küchenmesser umzubringen. Deswegen hat seine grauenvolle Mutter ihn ja zu uns gebracht, zu seinem Schutz. Und Albert blieb letztlich nichts anderes übrig. Frag mich bloß nicht, warum. Jedenfalls hat mein jämmerlicher Ehemann ihn bis zum Kragen mit Alkohol abgefüllt und ist dann selbst umgekippt. Da habe ich beschlossen, ihn nach Grope Hall mitzunehmen. Hier bleibt er wenigstens nüchtern, und ich dachte, er könnte sich auf der Farm nützlich machen.«

»Da ist was dran«, meinte ihre Großtante. »Männer in meinem Alter sind seit dem Krieg schwer zu kriegen. Haben sich wohl alle umbringen lassen, und seit mein Harold gestorben ist, habe ich nicht mehr die Energie oder das nötige Aussehen, um loszuziehen und mir einen anderen zu suchen. Außerdem könnte ich in meinem Alter sowieso keine Kinder mehr kriegen, und obendrein brauchen wir ein Mädchen.«

»Das dachte ich mir. Das ist auch ein Grund, weswegen ich ihn hergebracht habe. Wir werden heiraten und Kinder bekommen, und er kann auf dem Hof arbeiten. Jetzt, wo ich seinen Namen geändert habe, wird uns niemand finden. Ich habe es satt, praktisch Jungfrau zu sein. Mit diesem Wichser von Albert konnte ich nichts anfangen, weil mehr als Handbetrieb nicht ging. Ich will mir schließlich nicht Aids oder Syphilis einfangen.«

von diesen Schlampen, mit denen er ins Bett steigt, und ich bin mir sicher, dass er das tut. Ich will einen quicklebendigen jungen Kerl, der gesund ist.«

»Wo ist er jetzt?«, wollte Myrtle wissen.

»Schläft den Drecksalkohol aus, mit dem Albert ihn gestern abgefüllt hat.«

»Und dieser Albert ist dein früherer Ehemann? Bist du sicher, dass er nicht weiß, wohin du dich abgesetzt hast?«

»Absolut. Du glaubst doch wohl nicht, ich hätte ihm jemals erzählt, dass ich eine Grope bin? So blöd bin ich nicht. Und auf jeden Fall hat auch meine Mutter, ich meine, meine verstorbene Mutter, ihren Namen niemals als Grope angegeben. Sie hat sich als Miss Lyle ausgegeben und die Geburtsurkunde ihrer besten Freundin vorgelegt.«

Belinda hielt inne, um Luft zu holen, und überlegte kurz, wie Albert Ponson, dieses Ekel, wohl zurechtkam, ehe sie den Gesprächsfaden dort aufnahm, wo sie aufgehört hatte, und fortfuhr zu schildern, wie sie schließlich nach Hause gekommen war.

Hätte Albert Belindas Gedanken lesen können, so hätte er geantwortet, sie sei wohl verrückt – von »zureckkommen« könne überhaupt keine Rede sein. Die letzten paar Stunden hatte er damit verbracht, seinen Schwager dafür zu verdammen, dass er einen Nervenzusammenbruch gehabt hatte (wenngleich er mittlerweile verstand, wieso Horace versucht hatte, seinen idiotischen Sohn um die Ecke zu bringen). Und er hatte seine Schwester dafür verflucht, dass sie ihm den elenden Bengel aufgehalst hatte, und sich gefragt, ob Belinda wirklich entführt worden war. Und obendrein hatte er gefroren. Es mochte ja Sommer sein, doch da es ein englischer Sommer war, hatte es geregnet, und Albert hatte nichts Wasserfesteres finden können als das Gestüpp, unter dem er sich gleich zu Anfang versteckt hatte. Die Anwesenheit eines Polizeibeamten im Regenmantel, der die Rückseite des zerstörten Bungalows bewachte, hinderte ihn daran, in den Trümmern seines Heims Zuflucht zu suchen.

In dessen Innern ließen die Entdeckungen der drei Detectives das Ganze für den verschwundenen Albert sogar noch schlechter aussehen. Sie hatten Blut auf dem Wohnzimmertepich gefunden, und auch in der Küche. Und schließlich lag in der Garage, wo sich beim Herumsuchen nach dem Aston Martin Alberts behelfsmäßiger Verband gelöst hatte, allem Anschein nach der Beweis vor, dass hier ein schreckliches Verbrechen verübt worden sein musste. Während Albert im Garten vor sich hin weichte, standen die Detectives in der verhältnismäßigen Wärme des Wohnzimmers und besprachen diese Funde im Zusammenhang mit dem Verschwinden von Belinda Ponson und

Esmond Wiley.

»Ist verdammt noch mal kein Wunder, dass er nicht wollte, dass wir das Garagentor rausreißen. Ich würde sagen, die Morde sind bestimmt hier begangen worden. Natürlich könnte er die beiden auch in seinem verschissenen Do-it-yourself-Schlachthaus umgebracht haben. Und dann die Leichen hierher ins Haus geschleift und sie mit seinem Wagen fortgeschafft haben«, ließ sich einer der Männer vernehmen.

»Er hätte irgendetwas haben müssen, um die Leichen hierherzuschaffen. Anders hätte er eine Riesenblutspur hinterlassen.«

»Stimmt«, pflichtete ein anderer bei. »Aber was? Es hätte sowohl wasser- als auch blutdicht sein müssen.«

»Offensichtlich waren Sie noch nie in Ponsons Schlachthaus und haben sich da umgesehen. Gehen Sie nur, Sie können meine Taschenlampe nehmen. Charlie hat eine große. Ehrlich gesagt, ich würde die nehmen und mir die Plastikplanen und die Säcke anschauen. So kriegen Sie einen besseren Eindruck.«

»In Ordnung, mach ich«, antwortete der dritte Detective und schritt forsch durch den Garten und über die Wiese. Er kam als ein Anderer zurück.

»Grundgütiger! Ich dachte, Sie machen Witze, als Sie gesagt haben, das wäre ein Schlachthaus. Dieses Schwein Ponson ist zweifellos ein Mörder. Was ich nicht verstehet, ist, wieso auf dem Boden kein frisches Blut ist. Es ist alles angetrocknet.«

Die beiden anderen Detective Constables mussten ihm recht geben.

»In meinem ganzen Leben habe ich noch nie etwas so Grauenvolles gesehen. Und dann noch ein Schild aufzuhängen, dass das eine Anlage zum Selbstschlachten sei, und dazu noch eins,

auf dem steht EIGENHÄNDIG TÖTEN & ESSEN. Diese Drecksäcke.«

Die beiden anderen sagten nichts dazu. Sie hatten gewusst, dass Albert der Dorfganove gewesen war, und auch, dass er die Bauern dazu ermuntert hatte, ihr Vieh selbst zu schlachten, was sehr viel billiger war als bei einem Metzger. Nicht, dass das ein Verbrechen war, nicht, dass es im Großen und Ganzen eine Rolle spielte. Albert war immer schon ein Halunke gewesen, der, wenn es Gerechtigkeit gab, eine ganze Reihe von Jahren hinter Gittern verbringen müsste. Das hier jedoch war des Guten um einiges zu viel. Die riesige blutverkrustete Fläche in dem Schlachthaus und das spurlose Verschwinden seiner Frau und des jungen Burschen deuteten darauf hin, dass den beiden etwas wahrhaft Schauerliches zugestoßen war.

Nachdem sie eine erkleckliche Menge getrocknetes Blut vom Boden des Bungalows gekratzt und die blutigen Handabdrücke an den Garagenwänden fotografiert hatten, fanden sie ein sauberes Handtuch und wischten damit das frische Blut auf. Sie durchsuchten die Ruinen und fügten die leeren Patronenhülsen und den von Erbrochenem befleckten Teppich ihren Beweisen hinzu, ehe sie aufs Revier zurückkehrten.

Unter dem triefenden Gestrüpp hatte Albert einige Bruchstücke der Unterhaltung zwischen den drei Detectives mitbekommen und war entsetzt. Er hatte das Schlachthaus gebaut, um die Steuerbehörde von seinen anderen Geschäften abzulenken, doch nun hatte er bei der Polizei einen fürchterlichen Verdacht gesät. Dass das Schild implizit andeutete, er sei ein mordlüsterner Kannibale, hatte er nicht vorhergesehen. Hinzu kam, dass er erst vor Kurzem eine Werbeanzeige mit derselben Botschaft wieder aus der Lokalzeitung hatte nehmen müssen,

nachdem sich der Pfarrer darüber entrüstet hatte; bestimmt würde die Polizei bald auch davon erfahren. Jetzt hatte er den Salat, aber hallo!

Um das Ganze noch schlimmer zu machen, schwamm der ganze Laden praktisch in Tierblut, und wenn sie versuchten – was sie mit Sicherheit tun würden –, menschliche DNS-Proben zu finden, so würde es ihnen unmöglich sein, dergleichen von den Hektolitern Rinder- und Schweineblut zu unterscheiden, die sich im Laufe der Jahre auf dem Boden angesammelt hatten.

Während Albert zitternd vor Kälte im Garten lag, begann er allmählich die Überzeugung der Polizisten zu teilen, dass er eine ganze Reihe von Jahren hinter Gittern verbringen würde, allerdings für ein Verbrechen, das er gar nicht begangen hatte. Nachdem er zu diesem schwerwiegenden Schluss gekommen war, wartete er, bis dieser verdammte Polizist, der die Überreste des Bungalows bewacht hatte, endlich auf einem Stuhl inmitten der Trümmer des Fernsehzimmers eingenickt war. Als Albert sich vergewissert hatte, dass der Mann fest schlief, kroch er aus dem Gestrüpp hervor und schlich auf Zehenspitzen die Straße hinunter zu seinem Gebrauchtwagenhandel. Er würde sich einen der weniger beliebten und auffälligen Wagen schnappen und eiligst aus der Gegend verschwinden.

Die ganze Zeit über fragte er sich, wo Belinda und Esmond steckten. Vielleicht waren sie immer noch im Krankenhaus, und Esmond wurde gerade der Magen ausgepumpt. In diesem Fall sollte er lieber auch dort hinfahren ...

Bei näherer und ganz naher Betrachtung hielt er das nicht für so eine gute Idee. Vielleicht würden sie denken, er hätte versucht, sich des Bengels durch eine Alkoholvergiftung zu entledigen, und würden ihn aufgrund dieses Verdachts festnehmen.

Oder sie warfen einen einzigen Blick auf ihn und riefen die Polizei.

Am Ende entschied Albert, dass es besser wäre, sich zügig vom Acker zu machen. Er suchte die Schlüssel eines Honda hervor und war kurz darauf mit 160 Sachen in Richtung Southend unterwegs. Dort würde er sich in einer kleinen Pension einmieten, nicht in irgendeinem schicken Hotel, wo sie fragen würden, ob sie ihm das Gepäck aufs Zimmer tragen sollten und warum er denn so nass sei.

Nein, er würde sich etwas Billiges und Bescheidenes suchen, wo keine Fragen gestellt wurden. Und bar würde er auch bezahlen.

Das war der Moment, in dem Albert aufging, dass er gar kein Bargeld bei sich hatte und dass sein Vermögen in dem Safe unter dem Schlafzimmerteppich lag. Und just als ihm das klar wurde, zwang ihn ein Polizeiwagen mit blinkendem Blaulicht zu bremsen und an den Straßenrand zu fahren.

Eine Stunde später hatte er ins Röhrchen geblasen und befand sich in Polizeigewahrsam. Die Anklage lautete Trunkenheit am Steuer und Fahren mit überhöhter Geschwindigkeit – 190 Stundenkilometer – in einem nicht zugelassenen Fahrzeug mit schadhaften Bremsen und abgefahrenen Reifen.

»Morgen früh kommen Sie vor den Bezirksrichter«, ließ man ihn wissen. »Sie sollten sich glücklich schätzen. Sie hätten sich umbringen können und eine ganze Menge anderer Leute noch dazu.«

Der Polizist irrte sich. Am nächsten Morgen saß Albert in einem Polizeitransporter und wurde nach Essexford zurückgebracht, damit der Superintendent ihn verhören konnte, der mittlerweile überzeugt war, dass sowohl Albert Ponson als

auch seine Schwester psychopathische Kriminelle waren.

Vera Wiley, der man in der Notaufnahme ein Beruhigungsmittel verpasst hatte, war wieder vollkommen wach, als der Superintendent im Krankenhaus eintraf. Sie saß aufrecht im Bett und verlangte nach ihren Kleidern. Der Superintendent wies den Arzt an, ihr Bett in ein Einzelzimmer schieben zu lassen, und der Arzt war nur allzu gern bereit dazu. Die anderen Patienten jubelten. Sie waren es von Herzen leid, dass Mrs. Wiley andauernd kreischte, sie wolle ihr geliebtes Kind der Liebe wiederhaben, ihren Esmond.

»Wer ist Esmond? Ist das Ihr Mann?«, fragte der Superintendent, der gerade einen Anruf aus dem Innenministerium bekommen hatte. Ein ranghoher Beamter hatte ihm mitgeteilt, Aufgabe eines Polizisten sei es, Verbrecher zu verhaften, und nicht etwa Häuser einzureißen. Der Mann hatte aufgelegt, ehe der Superintendent antworten konnte.

»Das können Sie al-Qaida überlassen«, hat er zu mir gesagt«, erklärte der Superintendent Vera.

»Sie meinen bestimmt meinen Bruder. Er heißt nicht Kyder. Er heißt Albert Ponson. Wo ist er hin? Ich habe Esmond bei ihm gelassen, und er soll ihn doch eigentlich vor meinem Mann beschützen, der versucht hat, ihn zu ermorden.«

»Was für ein Jammer, dass es ihm nicht gelungen ist«, brummte der Superintendent vor sich hin, der die ganze Bande gründlich satt hatte. Er bereute es augenblicklich. Vera sprang aus dem Bett und stürzte sich mit ihrem ganzen Gewicht auf ihn. Als sein Stuhl hintenüberkippte, landete er auf dem Rücken und schlug sich den Kopf am Rand des Nachttisches auf.

Ein Arzt und zwei Pfleger trugen ihn auf einer Trage hinaus, damit er in der Notaufnahme mit zehn Stichen genäht werden konnte.

Der Chief Inspector übernahm die Ermittlungen, nachdem es mehreren Polizisten gelückt war, Vera mit Gewalt wieder ins Bett zu verfrachten und ihre Fußknöchel mit Handschellen zu fesseln.

»Wenn Sie versuchen, damit aus dem Bett zu springen, brechen Sie sich die verdammten Beine«, verkündete man ihr.

Weinend ließ Vera sich auf das Kissen zurücksinken. »Ich will wissen, was mein Bruder Albert mit Esmond gemacht hat. Mein Mann hat versucht, ihn umzubringen, das habe ich Ihnen doch schon gesagt.«

»Sie meinen, er hat versucht, Mr. Ponson zu töten? Warum wollte er das tun?«

»Weil er gesagt hat, es würde ihn dreimal geben.«

»Dreimal? Ihr Mann hat einen Zwillingsbruder? Ich meine, er hat zwei Zwillingsbrüder, er ist ein Drilling, wollen Sie das damit sagen? Woher wissen Sie denn, mit wem Sie es gerade treiben, wenn das der Fall ist?«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden!«, schrie Vera gellend.

»Da sind wir schon zu zweit. Ach, natürlich, Ihr Mann hat versucht, drei verdammte Ponsons umzubringen. Also ich kann nicht behaupten, dass ich ihm das verdenken kann. Ein Al ist schon kriminell genug.«

Wir starnte Vera ihn an.

»Das habe ich doch gar nicht gesagt. Sie legen mir die Worte in den Mund«, wimmerte sie und wünschte sich, er könnte dort etwas Vernünftiges hineinlegen.

Der Chief Inspector tat sein Bestes, den Kopf freizubekommen, dann fing er noch einmal von vorn an.

»Sagen Sie mir einfach, wer versucht hat, zwei Menschen umzubringen. Das ist alles, was ich herausfinden will.«

»Das war Horace.«

»Und Horace ist Ihr Mann?«

»Ja, natürlich. Wir sind seit zwanzig Jahren verheiratet.«

»Okay. Das habe ich kapiert. Und jetzt ist er also irgendwie krank geworden, und Sie sagen, er hat versucht, Esmond umzubringen. Und Esmond ist Ihr einziger Sohn?«

»Ja. Er hat versucht, ihn mit einem Küchenmesser zu erstechen.«

Der Chief Inspector stellte eine Frage, die er für plausibel hielt.

»Und war Esmond wirklich sein Sohn? Ich meine, Sie hatten da nicht was mit einem anderen laufen, der Ihnen einen Braten in die Röhre geschoben hat?«

Diesen Ausdruck kannte Vera nicht.

»Wie sollte ich denn? Ich habe doch gerade das Abendessen gekocht.«

»Ich meine, hatten Sie eine Liebesaffäre mit einem Mann, der nicht Ihr Ehemann war, und sind Sie schwanger geworden, als er ejakuliert hat?«

»Als er was?«, fragte Vera, deren romantische Lektüre ihr Vokabular stark eingeschränkt hatte.

»Als er abgespritzt hat.«

»Gespritzt? Was meinen Sie denn damit?«

»Na schön, nennen wir's eben Liebe machen.«

»Aber dafür hätte er doch da sein müssen. Nicht, dass wir das getan hätten.«

»Ach, schon gut. Was ich zu ermitteln versuche, ist, warum Ihr Mann versucht hat, Ihren Sohn zu erstechen. Das ist alles. Er muss doch einen Grund gehabt haben.«

»Er hat gesagt, es wäre, weil Esmond ganz genauso ist wie er.«

»Ich hätte eigentlich gedacht, daran könnte er sehen, dass Sie keine Affäre mit einem anderen haben«, meinte der Chief Inspector.

»Aber ich hab's Ihnen doch gesagt, so eine bin ich nicht. Ich war immer vollkommen treu.«

Das konnte der Chief Inspector problemlos glauben. Sogar ein zwanghaft Sexsüchtiger hätte Mrs. Wiley nicht reizvoll gefunden. Der Ehemann musste ebenfalls abstoßend hässlich sein. In diesem Sinne brach er die Vernehmung ab und ging nachsehen, wie es dem Superintendent ging. Nicht besonders. Die Stiche hatten nicht gehalten, und die Wunde musste noch einmal genäht werden.

»Es ist verdammt noch mal die Hölle. Wenn das noch lange so weitergeht, drehe ich auch noch durch.«

»Geht mir genauso. Das ist der schrägste Fall, den ich jemals zu begreifen versucht habe.«

Auch Horace genoss seine Reise nicht besonders. Ein Sturm war aufgekommen, als sie England und die Themse hinter sich gelassen hatten und Holland noch in weiter Ferne war. Kurz gesagt, der Gammelfrachter machte seinem Ruf alle Ehre und rollte auf eine Art und Weise in der Nordsee herum, die Horace Wiley wirklich Angst machte. Mal schlügen Wellen über den Bug des Dampfers, dann, wenn der Wind drehte, schwappte das Wasser erst über die Backbord- und dann über die Steuerbordseite, so dass Horace, der sich in seine schmuddelige kleine Kabine zurückgezogen hatte, herumgeschleudert wurde, bis er sich heftig übergeben musste. Natürlich gab es auf dem Dampfer keine Waschbecken in den Kabinen, also taumelte er auf der Suche nach einer Toilette vergeblich umher und erbrach sich schließlich ins Meer, wobei er sich verzweifelt an die rostige Reling des Schiffs klammerte und klatschnass wurde. Unter ihm schien der Gammelfrachter nicht vom Fleck zu kommen, und als er kurz nach achtern schaute, konnte er keine Heckwelle sehen, was darauf hinwies, dass die Maschinen und damit auch die Schraube stillstanden. Hätte er sich mit Schiffen ausgekannt, so wäre ihm der Grund für das Schaukeln und die ständigen Kurswechsel des Schiffes klar gewesen. Und er hätte ganz sicher noch mehr Angst gehabt. Da ihm schlecht war und er sich fast im wahrsten Sinne des Wortes die Eingeweide aus dem Leib kotzte, suchte er nach einem Eimer und nahm ihn mit in seine Kabine. Jetzt wünschte er sich, er hätte sich für den Luftweg entschieden. Wenigstens kam der Tod schnell, wenn das Flugzeug abstürzte. Doch Fliegen war unmöglich drin.

gewesen. Er hätte seinen Pass vorzeigen müssen, und höchstwahrscheinlich wäre das Geld in seinem Gepäck entdeckt worden.

Als die Maschine wieder zu arbeiten begann und das Schiff vorandampfte und in relativ ruhiges Fahrwasser geriet, schliefer endlich ein.

Am nächsten Morgen leerte Horace den Eimer aus und holte die Europakarte hervor, die er in London erstanden hatte. Er musste sich der Tatsache stellen, dass er überhaupt nicht seetauglich war, und die Vorstellung, eine weitere Nacht unter solchen Bedingungen und in einem solchen Zustand zu erdulden, war mehr, als er verkraften konnte. Er würde in Holland von Bord gehen und konnte seine Route trotzdem geheim halten, wenn er seine Reise auf Eisenbahnlinien fortsetzte, die für einen Fernreisenden eher unwahrscheinlich waren. Doch die Karte war nicht genau genug, als dass irgendwelche anderen Bahngleise darauf verzeichnet gewesen wären als die Hauptstrecken zwischen den Großstädten, auf denen Hochgeschwindigkeitszüge verkehrten.

Horace beschloss, den Schaden zu begrenzen und auf der umständlichsten Route, die er finden konnte, nach Berlin zu fahren. Er ging von Bord, wobei er den größten Teil seines Gepäcks zurückließ, und erreichte sein Ziel erst eine Woche nach seiner Abreise aus London. Gleich bei seiner Ankunft tauschte er bei diversen Banken und Wechselstuben eine große Summe von Pfund in Euros. Am selben Abend fuhr er mit einem Bus in den Ostteil der Stadt, der früher der russische Sektor gewesen war, und verbrachte die Nacht im billigsten Zimmer des billigsten Hotels, das er finden konnte. Er hatte beschlossen, abwechselnd mit dem Bus und mit der Eisenbahn zu fahren.

und Deutschland auf einer Zickzack-Route zu verlassen. Wo er am Ende landen würde, wusste er nicht. Sein einziges Anliegen war, zu verhindern, dass irgendjemand ihm folgen konnte, und er hatte vor, überall, wo er haultmachte, einen anderen Namen anzugeben. Und was am besten war, er kaufte einem betrunkenen Engländer, der nach München gekommen war, um sich ein Fußballspiel anzusehen, einen Pass ab und erstand dann noch einen zweiten von einem bärtigen Mann in Salzburg. Dann verbrachte er zwei fruchtbare Tage damit, seine Bartstoppeln spritzen zu lassen; letzten Endes jedoch brauchte er keinen der beiden Pässe zu benutzen, um erfolgreich die Grenze nach Italien zu überschreiten.

In Grope Hall ahnte Esmond nichts davon, was für einen Aufruhr sein und Belinda Ponsons Verschwinden ausgelöst hatte.

Zum Teil lag das daran, dass er nicht den leisensten Schimmer hatte, wo er sich befand. Zum Teil hatte es damit zu tun, dass er sich noch immer von seinem Alkoholkater und von den Schlaftabletten erholte, die ihm jeden Abend verabreicht wurden. Stark waren sie nicht, doch sie reichten ohne Weiteres aus, um ihn schlaftrig zu machen. Joe Grope genannt zu werden machte das Ganze noch schlimmer, und dass er Belinda mit Liebling anreden musste anstatt mit Tante, trug nicht dazu bei, die Situation verständlicher zu machen. Hin und wieder stieg er auf sein Bett, um aus dem Fenster zu schauen, in der Hoffnung, irgendetwas zu erblicken, was er begreifen konnte. Häuser zum Beispiel, doch er sah sich stets nur endlosen Wiesen mit derbem, büscheligem Gras gegenüber und weit in der Ferne etwas, das wie eine graue Steinmauer aussah. Näher am Haus waren Herden von vor sich hin kauenden Schafen zu sehen, und unter dem Fenster hatten Schweine den Boden mit Rüsseln und Klauen in eine große Schlammsuhle verwandelt. Und was noch beängstigender war, anscheinend liefen auf dem Gelände zwei schwarze Bullen völlig frei herum.

Es waren keine vorbeifahrenden Autos zu hören, wie er es aus der Selhurst Road gewohnt war. Nur gelegentliche Windböen ließen die Fensterscheiben erbeben, während er hinausschaute. Ab und zu glaubte er, Stimmengemurmel aus dem Zimmer unter dem seinen zu hören. Wenigstens eine davon schien einem Mann zu gehören, denn sie war tiefer und selte-

ner zu vernehmen als jene, die er für die der Frauen hielt, obgleich er sich nicht sicher war. Die Decke zwischen diesem und dem unteren Geschoss war zu dick und mit Moos gedämmt, als dass er viel hätte erlauschen können, hin und wieder jedoch konnte er definitiv Gelächter hören, wenn auch kurzes Gelächter, ehe die Diskussion oder vielleicht auch der Streit weiterging.

Tatsächlich debattierte der Rest der Familie Grope – Myrtle und Belinda – hauptsächlich darüber, wie man den alten Ford entsorgen sollte, in dem Belinda aus Essexford gekommen war. Er stand noch immer in der Scheune, doch für den unwahrscheinlichen Fall, dass jemand ihn sah, wäre er ein sehr guter Hinweis, den man an die Polizei weitergeben könnte. Belinda hatte mit Unterstützung des alten Samuel bereits die Kennzeichen abgenommen, der die Nummern mit einem großen Beil unkenntlich gemacht hatte; das Auto selbst loszuwerden war jedoch sehr viel schwieriger.

»Wir könnten's jederzeit in die Mine fahren und es da drin unter Tonnen von Dreck begraben, von der Schachtdecke«, schlug der alte Samuel vor.

»Und wo kriegen wir Kohle für den Herd her, wenn wir den Haupttunnel blockieren, der zum Kohleflöz führt?«, wollte Myrtle wissen.

»Ach, da gibt's haufenweise Nebengänge, in denen keine Kohle mehr drin ist. Alles, was wir tun müssen, ist, in einen von denen reinzufahren und dann die Decke einstürzen zu lassen.«

»Und wenn nun irgendjemand anfängt, sich da durchzugraben, was dann?«

»Stacheldraht. Jede Menge Stacheldraht.« Der alte Samuel

kam bei dem Gedanken richtig in Fahrt. »Stacheldrahttrollen auf zwanzig Metern.«

»Aber an den Bullen und an den Hunden kommt doch sowieso keiner vorbei.«

»Stimmt, aber nur für alle Fälle ...«

»Schön und gut, und wie wollen Sie die Decke zum Einsturz bringen?«, erkundigte sich Belinda.

»Mit Sprengstoff.«

»Mit Sprengstoff?«

»Ach, nicht weiter wichtig. Das wollen Sie bestimmt nicht wissen«, kicherte der alte Samuel. »Aber ich werde die Hilfe von dem Jungen brauchen.«

Freudig erregt bei dem Gedanken, endlich seinen Sprengstoffvorrat zum Einsatz zu bringen, eilte Samuel aus dem Zimmer und zog die Tür hinter sich zu.

Als sie sich allein wussten, begannen die Frauen, Esmonds Zukunft zu besprechen.

»Also diese Hochzeit«, meinte Myrtle. »Sie wird in der Kapelle stattfinden. Und wenn er dir keine kleinen Mädchen macht, dann schicken wir ihn zurück nach Croydon zu seiner Mutter und zu seinem Vater und suchen uns einen anderen.«

»Oder er kann auch hierbleiben«, erwiderte Belinda eilig und erbleichte bei dem Gedanken, dass Esmond seiner Mutter oder seinem Onkel Albert erzählte, wo er gefangen gehalten worden war und wer ihn dort hingeschafft hatte. »Wir brauchen mehr Männer für die Arbeit auf dem Hof, und zwischen den Bullen und den Schafen ist hier ja reichlich Platz zum Herumlungern. Nicht, dass er dazu viel Zeit haben wird. Was er über Landwirtschaft und Bergbau nicht weiß, kann ihm der alte Samuel beibringen.«

Darüber lachten beide Frauen schallend, und Esmond, der oben lauschte, fragte sich wieder einmal, was wohl so komisch sein könnte.

Auf dem Polizeirevier von Essexford brauchte Albert keine Nachhilfe; er hatte begriffen, dass es sich nicht auszahlen würde, seinen Anwalt hinzuzuziehen, wenn man ihn als Terrorverdächtigen und obendrein noch als Doppelmörder verhörte.

Dass sein Anwalt ein früherer Verehrer der Frau war, die ermordet haben sollte, machte das Ganze noch schlimmer. Der Superintendent hatte dem Mann die Situation höchstpersönlich erklärt, und der Anwalt hatte vorgeschlagen, sie sollten die Wahrheit aus »diesem Dreckskerl von Mörder« herausprügeln. Der Superintendent war derselben Meinung. Niemand außer den Beamten wusste, dass Albert sich in Polizeigewahrsam befand. Die Zeitungen hatten ihre helle Freude daran, über die mutmaßliche Explosion in einem massiv gepanzerten Haus zu berichten, und das Ganze wurde sofort mit al-Qaida in Verbindung gebracht, als Lagerplatz für Material zum Bombenbauen.

In der Zwischenzeit war über dem Haus ein gewaltiges blaues Zelt errichtet worden, und man hatte weitere Polizisten hinzugezogen, um die Öffentlichkeit so fern wie möglich zu halten. Gelbes Absperrband erstreckte sich über die Straße, und Männer und Frauen in weißen Overalls untersuchten jeden Zoll des Inneren. Blutproben sowohl aus dem Bungalow als auch aus dem Schlachthaus wurden analysiert, und das viele Blut in Letzterem machte die aufgeregten Polizisten glauben, dass das organisierte Verbrechen dahinterstecken müsse.

Das Gemisch aus diversen Arten von Tierblut machte die Arbeit der Polizei ungemein schwierig. Sie brachten Proben ins beste forensische Labor, wo sich selbst Experten von Weltruf

schwertaten, zwischen der DNS von Tieren und der von gemeuchelten Menschen oder auch nur jenen zu unterscheiden, die sich lediglich bei ihren amateurhaften Versuchen, ihre sich heftig zur Wehr setzenden Tiere zu töten, geschnitten hatten.

»Wer auch immer auf dieses Blutkonglomerat verfallen ist, wusste mit Sicherheit ganz genau, was er tat. So etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht untergekommen«, bemerkte der Leiter des Spurensicherungs-Teams.

Von Albert Ponson konnte man mehr oder weniger dasselbe sagen. Er hatte nie erfahren, wie es war, von einem Superintendent ins Kreuzverhör genommen zu werden, der sich auf die harte Tour vom einfachen Bullen hochgearbeitet hatte und brutal ehrgeizig war.

Und dem noch immer eine schlecht genähte Wunde am Hinterkopf zu schaffen machte.

»Warten Sie nur ab, verdammt noch mal. Ich werde Sie lehren, mir zweimal in die Eier zu treten!«, quietschte Albert, nachdem er sich den zweiten Fußtritt dorthin eingefangen hatte.

»Wohl kaum, Kumpel. Wenn du aus dem Knast kommst, bin ich nicht mehr hier. So in etwa vierzig Jahren. Kapier's endlich, du terroristisches Mörderschwein! Du kannst von Glück sagen, wenn du noch zu Lebzeiten entlassen wirst. Wir haben noch ein paar andere Anklagepunkte gegen dich auf Lager.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Zum Beispiel zwei meiner Männer getötet und drei weitere verstümmelt zu haben, als das Dach eingestürzt ist.«

»Aber das war ich doch gar nicht!«, brüllte Albert, jetzt ernsthaft besorgt. »Ich hab euch doch gesagt, dass die vordere Hauswand umkippt, wenn ihr das Tor rausreißt!«

»Wirklich?« Der Superintendent wandte sich an den Chief Inspector. »Hat er Ihnen das gesagt?«

»Natürlich nicht, der verlogene Drecksack. Er hat gesagt, er kann nicht raus, und bei all dem kugelsicheren Metall und Glas konnten wir nicht rein. Wir haben bloß versucht, dem Kerl zu helfen. Und wo ist seine Frau und dieser Bengel Esmond? Das wüsste ich ja gern.«

»Wahrscheinlich tot. Bestimmt hat seine Alte zu viel gewusst und hat versucht, ihn zu erpressen. Ohne Zweifel hat er sie zuerst umgebracht, und dann hat er versucht, seinen Neffen mit einer Überdosis Alkohol ins Jenseits zu befördern. Und nicht nur versucht. Die von der Spurensicherung sagen, auf dem Teppich war genug Kotze, um ein Nilpferd plattzumachen. Whisky, Brandy, so ziemlich jede Art von Sprit, die man sich denken kann, einschließlich Absinth. Der wollte das arme Schwein in ein frühes Grab saufen.«

»Das ist eine verdammte Lüge!«, schrie Albert. »Ich hab dem Bengel keinen Absinth gegeben!«

Der Superintendent grinste.

»Ihm keinen Absinth gegeben. Erwischt. Mit anderen Worten, Sie haben ihm so ziemlich alles andere an Hochprozentigem eingetrickt, was Sie im Haus hatten. Das wäre mehr als genug, um seiner Leber den Rest zu geben. Meine würde schon den Geist aufgeben, wenn ich mir nur die leeren Flaschen ansähe, die auf dem Boden rumliegen, das weiß ich. Großer Gott, und ich muss jetzt hingehen und die arme, durchgeknallte Mutter von dem Jungen befragen. Sorgt dafür, dass das Schwein wach bleibt, und macht ihm weiter die Hölle heiß.«

Der Superintendent verließ Alberts Zelle und trödelte langsam zum Krankenhaus hinunter, während er an seinem ver-

pflasterten Hinterkopf herumfingerte. Er freute sich wahrhaftig nicht darauf, Vera mitzuteilen, dass ihr geliebter Esmond mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit tot war.

Zu seiner weiteren Verwunderung war Esmond gegen Ende der Woche an die Arbeit geschickt worden. Er ging dem alten Samuel in einem Nebenschacht des Kohlebergwerks zur Hand. »Damit bohrst du zwei Löcher in die Decke«, hatte der alte Samuel ihn angewiesen und ihm einen großen Handbohrer gebracht. »Und ich mache das Dynamit bereit.«

»Dynamit? Wo haben Sie denn Dynamit her?«

»Hab ich gefunden. Muss übrig geblieben sein von damals, als sie angefangen haben, nach Kohle zu graben. Ich hab's trocken gelagert, weit weg vom Haus, wo's niemand findet.«

»Aber ist das denn nicht gefährlich?«

»Glaub ich nicht. Ich hab's in einen wasserdichten Behälter gepackt. Wir werden ja sehen, ob es noch was taugt. Und jetzt hol zuerst die Trittleiter – du bist nicht groß genug, um da oben ranzukommen –, und dann bohr zwei Löcher in die Decke.«

Esmond tat wie geheißen und war bald emsig mit dem Bohrer zugange.

»Was jetzt?«, fragte er, als er die beiden Löcher fertig hatte.

Der alte Samuel hatte ein großes Porzellanbecken herbeigeschafft, saß draußen auf einer Kiste und schaufelte Schießpulver aus dem Becken in ein paar großkalibrige Patronenhülsen, aus denen ein dünner Kupferdraht hervorragte. Der Draht kam von einer Spule, und als er fünfzig Meter abgemessen hatte, knotete er die Drähte zusammen. Danach holte er die Dynamitstangen und schob sie mithilfe der Trittleiter in die Löcher in der Decke. Die Patronenhülsen klemmte er darunter.

»Das müsste hinhauen«, meinte er, als sie auf den Hof hin-

ausgingen. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Felsen da drin noch lange oben bleibt. Und jetzt steh nicht so blöd herum, bring lieber den alten Ford hier runter.«

Esmond war fasziniert. Er hatte schon immer etwas in die Luft sprengen wollen. Rasch ging er zur Scheune und holte den alten Ford. Der Wagen passte problemlos in den Tunnel, und als der alte Samuel gerade nicht hinsah, kletterte Esmond auf die Kühlerhaube und vergewisserte sich sorgsam, dass die Hülsen ganz in den Löchern steckten, die er gebohrt hatte. Sie passten haargenau hinein, und nur eine oder zwei mussten zusätzlich mit einem Holzsplitter festgekeilt werden. Inzwischen hatte der alte Samuel einen Generator beschafft und wartete darauf, dass Esmond, den er Joe oder Mr. Gropé nannte, ihm half, ein paar Ballen Stacheldraht zu holen.

»Nicht, dass wir den brauchen, aber es ist besser, auf Nummer sicher zu gehen. Zuerst sprengen wir die Tunneldecke, um sicher zu sein, dass das Schießpulver so funktioniert, wie es soll. Danach müssen wir vielleicht noch ein Eisentor anbringen. Das wird die Leute davon abhalten, hier reinzukommen; nicht, dass das sehr wahrscheinlich ist. Diese schwarzen Bullen halten die Menschen so oder so vom Haus fern. Oh nein, Gropé Hall ist dafür bekannt, dass man es lieber meiden sollte. Nachdem, was ich in der Küche gehört habe, bist du hier sicher. Allerdings ist noch nie ein Mann von hier weggekommen, es sei denn, sie hätten's gewollt. ›Sie‹ sind die in der Küche.«

»Ich will doch gar nicht weg«, erwiderte Esmond und war selbst überrascht über diese plötzliche Erkenntnis. Schon immer hatte ihm der Sinn danach gestanden, Dinge in die Luft zu sprengen, und er hatte festgestellt, wie viel Freude es ihm machte, die Schweine zu versorgen. Vor allem aber fühlte er

sich frei. Bei dem Gedanken, wieder in dem Haus in Croydon zu sein, wurde ihm flau. Hier draußen, wo auch immer dieses »hier« war, hatte er das Gefühl, er selbst sein zu können. Er wurde nicht von der Liebe seiner Mutter schier erdrückt, geschweige denn von seinem Vater mit einem Küchenmesser bedroht. Wenn er auf sein Leben zurückblickte, war ihm bewusst, dass er niemals auch nur einen Moment lang gewusst hatte, wer er war.

Hier in dieser wilden Landschaft war ihm, als wüsste er es endlich. Selbst wenn er sich nicht ganz sicher war, wie er eigentlich hieß.

»Dann schauen wir mal, ob das mit den Patronen klappt«, meinte der alte Samuel und schloss den Kupferdraht an den Generator an. »Achtung, ich schmeiße das Ding jetzt an.«

Er schaltete den Generator ein, und ein dumpfes Grollen drang zusammen mit einer Wolke pulverisierter Erde aus dem Nebentunnel. Als sich die Wolke verzogen hatte, gingen sie hinnein und betrachteten das Resultat der improvisierten Sprengung. Von dem alten Ford war nichts zu sehen.

»Hol lieber mal die Taschenlampe, Joe. Sieht aus, als wäre die ganze Decke runtergekommen. Das heißt, dass wir uns das mit dem Stacheldraht sparen können.«

Nichtsdestotrotz ging der alte Samuel kein Risiko ein. An diesem Abend malte er ein großes Schild mit der Aufschrift EINSTURZGEFAHR! und brachte es an einem Pfosten neben dem Eingang an.

»Das sollte reichen«, stellte er fest.

Und so bekam Esmond zum ersten Mal seit seiner Ankunft keine Schlaftablette und schlief tief und fest.

Von Vera konnte man dergleichen nicht behaupten. Als der Superintendent wieder ins Krankenhaus kam, war sie gelinde gesagt verstört, hatte sich jedoch hinlänglich erholt, um Fragen zu stellen und ihrerseits Fragen zu beantworten. Der Superintendent wiederum war fest entschlossen, sich für ihre Attacke und dafür, dass er jetzt zehn Stiche in der Kopfhaut hatte, zu revanchieren.

»Lassen Sie sie in dem Einzelzimmer«, wies er den Arzt an. »Sie muss so weit wie möglich von den anderen Patienten ferngehalten werden, und Sie müssen dafür sorgen, dass sie nicht aus dem Bett kann.«

Als sich der Arzt erkundigte, weshalb das nötig sei, antwortete der Superintendent: »Sie ist eine Verdächtige in einem Fall, bei dem es anscheinend um mehrfachen Mord geht. Unbedingt ein Fall, bei dem sie gründlich vernommen werden muss.«

»Allmächtiger! Mehrfacher Mord!«, stieß der Arzt entsetzt hervor. »Wen soll sie denn umgebracht haben?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Jedenfalls, es ist nur eine Vermutung, aber die Beweislage sieht so aus, als könnte sie mit einem schweren Verbrechen in Verbindung gebracht werden. Ach, und wo Sie gerade dabei sind, können Sie ihr vielleicht was zur Beruhigung geben?«

Verwundert sah der Arzt ihn an. »Zur Beruhigung? Diese Frau ist ... weiß der Himmel, was sie ist. Meistens ist sie völlig hysterisch, es sei denn, sie ist komplett sediert.«

»Ich will aber nicht, dass sie komplett sediert ist. Geben Sie ihr etwas, was ihre Ängste dämpft und sie einigermaßen zur

Vernunft kommen lässt. Ich möchte nicht noch mehr Stiche am Kopf haben.«

»Fünf Tropfen Rivotril in ihrem Tee sollten reichen.«

»Was zum Teufel ist denn das?«

»Das ist ein Benzodiazepin. Andererseits, wenn ich ihr jetzt gleich mehr verpasste, könnte sie einschlafen. Lassen Sie sie lieber noch eine halbe Stunde in Ruhe.«

Der Superintendent verdrückte sich ins Wartezimmer, um Vera Zeit zu geben, zur Ruhe zu kommen, ehe er ins Zimmer trat, um sie zu befragen.

»Mrs. Wiley, ich will Ihnen ja keinen Kummer machen«, log er teilnahmsvoll, »aber ich möchte wirklich herausfinden, wo Ihr Sohn abgeblieben ist. Vielleicht können Sie mir helfen. Fällt Ihnen irgendetwas ein, das Sie mir gegenüber nicht erwähnt haben?«

Vera starre ihn an. Das hier war ein ganz anderer Detective als der, den sie zu Boden gerissen hatte. Andererseits war sein Kopf immer noch verbunden, also musste es derselbe sein.

»Aber ich hab's Ihnen doch schon gesagt, ich weiß nicht, was los ist«, antwortete sie. »Deswegen habe ich ihn ja hierhergebracht, zu meinem Bruder.«

»Weil ...«, setzte der Superintendent an.

»Weil mein Mann versucht hat, ihn umzubringen, aber das habe ich Ihnen beim letzten Mal schon gesagt. Wieso fragen Sie mich dasselbe noch mal?«

»Wir müssen uns vergewissern, dass Sie nicht versehentlich etwas ausgelassen haben, Mrs. Wiley.«

»Natürlich habe ich nichts ausgelassen. Was sollte ich denn auslassen?«

Der Superintendent seufzte. Das verdammte Weib schien im

Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte zu sein. Allmählich wünschte er sich, der Arzt hätte ihr doch ein starkes Beruhigungsmittel verpasst.

»Na schön, ich frage Sie etwas anders. Wir waren in Ihrem Haus in der Selhurst Road, und Ihr Mann ist nicht dort. Können Sie mir sagen, wo er sein könnte?«

»In einem Pub«, giftete Vera, insgeheim heftig erschrocken darüber, dass sie Horace, der noch immer in seinem Zimmer eingeschlossen war, ganz vergessen hatte. Verzweifelt versuchte sie sich zu erinnern, wann sie ihm das letzte Mal etwas zu essen gegeben hatte. »Und überhaupt, woher wissen Sie, dass er nicht zu Hause ist? Vielleicht liegt er ja immer noch im Bett.«

»Ich kann Ihnen versichern, er ist nicht zu Hause.«

»Wollen Sie damit sagen, Sie sind dort eingebrochen? Dazu hatten Sie kein Recht!«, fauchte Vera ihn an. »Ihr seid Polizisten, ihr solltet doch eigentlich das Gesetz hüten und es nicht brechen.«

Der Superintendent seufzte abermals. »Wir haben nichts dergleichen getan. Die Hintertür war nicht abgeschlossen. Wir sind einfach reingegangen.«

»Sie lügen. Ich schließe immer ab, bevor ich weggehe«, verwahrte sich Vera, wobei sie die Tatsache vergaß, dass sie an jenem Vormittag Hals über Kopf zur Hintertür hinausgestürzt und zu ihrem Bruder gefahren war, als dort niemand ans Telefon ging. Sie hatte das Schlimmste befürchtet und es bei ihrer Ankunft in der Tat auch vorgefunden.

»Aber vielleicht tut Mr. Wiley das ja nicht.«

»Doch. Er arbeitet in einer Bank und hat schon immer alles sehr genau genommen. Er nimmt es mit allen Dingen im Leben genau, und dazu gehört auch, alle Türen abzuschließen.«

»Aber mit seinen Kleidern nimmt er es nicht genau. Auf dem Boden lagen zwei Jacketts und ein Anzug. Und ein paar Socken. Alles in allem hat er den Kleiderschrank ausgeräumt und alles, was darin war, auf das ungemachte Bett geschmissen. In seinem Safe in der Bank hat genau das gleiche Durcheinander geherrscht.«

Der Superintendent legte eine Pause ein, damit Vera darüber nachdenken konnte, worauf diese Schilderung schließen ließ. Es war riskant, ihr das zu erzählen, da es nur zum Teil stimmte, doch vielleicht würde es sie dazu bringen, zu erläutern, was für eine Ehe die Wileys führten. Er war sich ziemlich sicher, dass es eine höchst unbefriedigende war.

»Das wird ihr eine Lehre sein«, sagte der Superintendent zum Sergeant, der ganz in der Nähe stand, als Vera zum x-ten Mal einen hysterischen Anfall bekam.

»Machen Sie extrem starken Kaffee – und ich meine *extrem* stark –, damit das Miststück heute Nacht kein Auge zutut. Ich lasse dieses Küchenmesser, mit dem ihr Mann ihren Sohn umbringen wollte, von Croydon herschaffen, und ich möchte, dass Sie dafür sorgen, dass reichlich Blut an der Klinge ist. Ich habe vor, dieses Familiendrama aufzuklären, bevor die Anti-Terror-Einheit sich damit befasst.«

»Gibt's einen Grund, weshalb sie das nicht tun sollte, Sir? Deren Forensikspezialisten bearbeiten doch schon die Blutproben aus dem Bungalow und dem Schlachthaus.«

»Und kommen nicht weiter. Ich will denen zeigen, dass die zuständige Polizei es genauso gut kann oder sogar noch besser, weil wir die Gegend und die Ganoven besser kennen als sie.«

Bald darauf wurde Vera auf der Station allen Hoffnungen gerecht, die in den extrem starken Kaffee gesetzt worden waren, und machte einen solchen Krach, dass auch die Patienten auf benachbarten Stationen sich brüllend beschwerten.

»Schaffen Sie das Weib lieber aufs Revier«, meinte der Superintendent. »Ich verhöre sie dort. Und sorgen Sie dafür, dass sie Handschellen trägt – ich will nicht noch mehr Stiche in der Kopfhaut haben.«

»Wo bringt ihr mich jetzt hin?«, kreischte Vera, als vier stämmige Polizisten sie vom Bett hoben.

»An ein schönes ruhiges Plätzchen, wo Sie uns sagen wer-

den, wo Ihr Mann jetzt ist, dieser Mörder.«

»In der Hölle, hoffe ich. Da gehört er hin.«

Dann hielt Vera kurz inne, ehe sie gestand: »Eigentlich sollte er im Bett liegen. Da habe ich ihn zurückgelassen.«

»Tot oder lebendig, Mrs. Wiley?«

»Wenn's nach mir ginge, tot. Lebendig natürlich, Sie Idiot! Was in aller Welt soll das eigentlich, mich zu verhaften, wenn mein geliebter Junge vielleicht irgendwo in einem Graben liegt? Oder noch etwas Schlimmeres passiert ist?«

Bei diesem Gedanken begann Vera lauthals zu jammern und den Kopf gegen die Zellenwand zu schlagen, bis sie nach einer Stunde in einen dumpfen Dämmerzustand sank.

»Ich warne Sie, Ihr Herz wird versagen, wenn Sie so weitermachen«, meinte der Arzt, der Vera aufs Polizeirevier begleitet hatte.

»Wär das Beste für sie«, knurrte der Superintendent, der sie am liebsten aufgehängt hätte. »Da bleibe ich die ganze Nacht auf und bekomme nicht eine klare Antwort von diesem verdammten Weib. Ich habe noch immer keinen blassen Dunst, wo ihr Mann hin ist.«

»Wahrscheinlich so weit weg von ihr wie nur möglich. Wäre ich jedenfalls an seiner Stelle, so viel steht fest. Stellen Sie sich mal vor, mit so einer verheiratet zu sein«, bemerkte der Chief Inspector.

»Lieber nicht. Sie haben doch bei der Bank nachgefragt. Abgesehen von dem Durcheinander, fehlt dort eigentlich auch Geld?«

»Nicht ein Penny. Was immer der Kerl auch vorhatte, da war er ehrlich.«

»Haben Sie die Häfen überprüft?«, fragte der Arzt.

»Selbstverständlich. Den Kanal hat er nicht überquert. Er reist anscheinend nicht gern, und fliegen tut er auch nicht. Er fürchtet sich davor, weil er Höhenangst hat.«

Der Chief Inspector schaute auf seine Notizen.

»Aber sie hat gesagt, er hat ihr den Heiratsantrag auf Be-
achy Head gemacht. Scheint doch verdammt komisch, da hin-
zugehen, wenn man Höhenangst hat.«

»Aber am besten, wenn man Selbstmord begehen will, was
nach zwanzig Jahren mit dieser Frau völlig natürlich wäre.«

»Stimmt. Wenn sie also annähernd die Wahrheit sagt, dann
hat er ihr auf einer hundertsechzig Meter hohen Klippe einen
Heiratsantrag gemacht – von der aus sich oft Menschen in den
Tod stürzen. Und der Kerl hat angeblich Höhenangst. Von we-
gen. Irgendjemand lügt hier. Vielleicht beide, aber ich würde
eher auf sie tippen. All dieser Blödsinn, dass es ihn dreimal
gäbe. Das könnte man wohl als Heilige Dreifaltigkeit interpre-
tieren, obwohl sie allem Anschein nach sonntags nie in die Kir-
che gegangen sind. Aber wir kommen vom eigentlichen The-
ma ab, nämlich, wohin diese Mrs. Ponson und der Junge ver-
schwunden sind.«

Der Superintendent lachte bitter auf, ehe er antwortete.
»Ich würde sagen, in das verdamte Schlachthaus und in den
Fleischwolf. Ponson hat diesen widerlichen Laden ja nicht um-
sonst gebaut. Der hatte von Anfang an irgendwas Übles damit
vor. Und es ging auch nicht einfach nur darum, kleinen Bauern
aus der Umgebung zu helfen.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung«, pflichtete der Chief In-
spector ihm bei. »Er hat ein bisschen Kohle damit gemacht,
gebrauchte Autos zu verscherbeln. Oder geklaute. Was ich nicht
kapiere, ist, wieso wir nicht dahintergekommen sind, was er

wirklich getrieben hat.«

»Weil der Dreckskerl in seinem Gebrauchtwagenhandel keine gestohlenen Autos verkauft hat. Und ich bin mir auch sicher, dass er sie nicht selbst geklaut hat. Das hat er andere Diebe für ihn erledigen lassen, und zweifellos hat er auch legalen Handel betrieben. Natürlich sind die gestohlenen Wagen auch nicht unter seinem Namen gelaufen, und der sogenannte Besitzer hat seinen Anteil am Profit gekriegt. Und zwar sehr viel weniger als Ponson, da können Sie sicher sein.« Der Superintendent wandte sich an den Arzt. »Glauben Sie bloß nicht, wir hätten nicht schon früher versucht, den Kerl festzunageln, das haben wir nämlich getan, aber er war zu gerissen für uns. Aber Gott sei Dank haben wir ihn jetzt.«

»Natürlich könnte al-Qaida ihn schon vor Jahren angeworben und ihm auch Geld gegeben haben«, fügte der Chief Inspector hinzu.

»Was ich wissen möchte, ist, wo der Ehemann dieser Frau hin ist«, meinte der Arzt, der das Gespräch nicht nur faszinierend gefunden, sondern auch festgestellt hatte, dass es ihn wach hielt. »Ich wüsste auch gern, warum er versucht hat, seinen eigenen Sohn umzubringen. Hört sich an, als wäre er genauso verrückt wie sie.«

Genau in diesem Moment kam ein Detective herein, der die vorherige Unterhaltung nicht mitbekommen hatte.

»Wir haben eine Waffe im Haus der Wileys gefunden, Sir. Und nach den Blutspuren daran zu urteilen, besteht kein Zweifel, dass irgendjemand versucht hat, jemand anders damit umzubringen«, meldete er und schwenkte einen Plastikbeutel mit einem Küchenmesser darin.

»Na, wenigstens hat Mrs. Wiley zum Teil die Wahrheit

gesagt«, meinte der Superintendent. Er sah den Arzt an, ehe er fortfuhr: »Allerdings bin ich ganz Ihrer Meinung. Ich frage mich, wo dieser Psychopath abgeblieben ist, Mrs. Wileys Mann.«

Horace teilte seine Verunsicherung. Er hatte so viele Grenzen überquert und so viele Landkarten in Sprachen gekauft, die er nicht lesen konnte, dass er keine Ahnung hatte, wo er sich befand.

Von Deutschland war er nach Polen gefahren, dann über die Berge nach Slowenien und durch die Tschechische Republik und Österreich, ehe er sich in Triest verirrt hatte. Dann war er von Italien nach Frankreich gereist und hatte dabei stets in den bescheidensten Hotels übernachtet und einen falschen Namen angegeben. Da er sich von Hauptstraßen tunlichst fernhalten wollte, hatte er sich mehrmals schmale Landstraßen ausgesucht, an denen es dann keine Hotels gab, was häufig bedeutete, dass er im Freien schlafen musste. Oftmals konnte er sogar überhaupt kein Auge zutun, weil er anscheinend von großen Tieren umringt war, oder zumindest bildete er sich ein, dass es so sein könnte, was genauso schlimm war.

Endlich – mittlerweile sah er aus wie ein Landstreicher (er wünschte sich inständig, er hätte mehr Kleider mitgenommen und einen Rasierapparat, dessen Stecker in die Steckdosen auf dem Festland passte) – erreichte er Frankreich. Da gab er die Versuche sich zu rasieren auf und ließ sich einen Bart wachsen.

So ziemlich der einzige Lichtblick bei alldem war, dass jeder, der versuchte, ihm zu folgen, vor einer unmöglichen Aufgabe stehen würde. Allerdings war das kein großer Trost, als er, nachdem er tagelang durch eine Gegend marschiert war, die seiner Meinung nach wahrscheinlich in Italien lag, plötzlich vor einem unglaublich breiten Fluss stand. Da er nicht schwim-

men konnte und auf gar keinen Fall kehrtmachen und denselben Weg zurückgehen würde, musste er kilometerweit laufen, um eine Brücke zu finden. Seine Erleichterung, als er eine erwartete, war nur von kurzer Dauer, als ihm klar wurde, dass diese Brücke anscheinend von einem Polizisten bewacht wurde.

Horace war nicht gewillt, eine Konfrontation mit der Polizei zu riskieren, also hieß es, am Ufer ausharren, bis der Polizist abgelenkt war, dessen Pflichten hauptsächlich darin zu bestehen schienen, zu schnell fahrende Autos anzuhalten und einen Stau auf der schmalen Brücke zu verhindern. Er wartete eine gute Stunde, bis ein besonders schlimmer Engpass, an dem zwei große Lastwagen beteiligt waren, ihm eine Gelegenheit bot, dann schlenderte er an ihnen vorbei über die Brücke.

Wohlbehalten auf der anderen Seite und noch immer in Frankreich, zog er weiter. Eines Morgens wartete er müde und mit trüben Augen auf einen Bus und hielt schließlich einen mit spanischem Nummernschild an und stieg ein. Als er saß, fing Horace eine Unterhaltung mit dem Mann neben ihm an und stellte zu seiner Erleichterung fest, dass dieser recht gut Englisch sprach.

»Wo fahren Sie hin?«, erkundigte sich der Mann, nachdem sie ihre Namen genannt hatten.

»Ich habe keine Ahnung«, gestand Horace. »Aber was ich gern wüsste, ist, was für eine Sprache die Leute um uns herum sprechen. Spanisch kann ich erkennen, aber das hier ist anders.«

»Wir sind in Catalunya, und die Menschen hier sprechen Katalanisch. Das ist eine Mischung aus Französisch und Spanisch, und oft verwenden die Leute auch Kastilisch oder madrilenisches Spanisch. Natürlich hat jede Gegend ihren eigenen

Akzent, und das macht es noch schwerer, etwas zu verstehen. Unter Franco durfte niemand Katalanisch sprechen, aber natürlich haben die Leute es unter sich doch getan. Ein echter Spanier versteht kein Wort davon.«

Inzwischen war Horace gründlich durcheinander, und anstatt ein derart verwirrendes Gespräch fortzusetzen, verbrachte er den Rest der Fahrt damit, so zu tun, als schliefe er.

Doch sein Reisegefährte hatte recht. Sie befanden sich in Catalunya, und selbst Horace konnte nicht umhin, die unverwechselbare Architektur Barcelonas zur Kenntnis zu nehmen. Als sie dort ankamen, hatte er einen Entschluss gefasst. Nach allem, was er von der Landschaft gesehen und was er, ehe er vorgegeben hatte zu schlafen, von dem Mann auf dem Nachbarsitz darüber gehört hatte, wie friedfertig die Katalanen seien, war dies vielleicht ein guter Ort, um seine Reise zu unterbrechen. Er könnte sich ein Auto mieten und die Gegend erkunden, wenn man seinen Pass anstelle eines Führerscheins akzeptierte. Doch selbst wenn nicht, war er durchaus daran gewöhnt, mit dem Zug und dem Bus zu fahren und zu Fuß zu gehen.

Horace mietete sich im nächstbesten Hotel ein, kaufte sich neue Schuhe und einen weiteren Stadtplan sowie einen Reiseführer auf Englisch und verbrachte den Nachmittag in seinem Zimmer damit, sich eine Besichtigungsroute zurechtzulegen.

Außerdem entdeckte er in der Hotelhalle eine alte Ausgabe des *Daily Telegraph*, und da er seit dem Beginn seiner Reise keine englische Zeitung mehr zu Gesicht bekommen hatte, war er hocherfreut festzustellen, dass keine Polizeifahndung in irgendeinem Zusammenhang mit dem Verbrechen erwähnt wurde, das er sowieso nicht begangen hatte. Am besten jedoch war

es aus Horaces Sicht, in der Titelstory zu lesen, dass Albert Ponsons Bungalow unter mysteriösen Umständen eingestürzt war und der Besitzer sich in Haft befand. Was Horace nicht wusste, war, dass es sich bei seinem *Telegraph* um eine Morgenzeitung handelte. Hätte er Zugang zu einer späteren Ausgabe oder zu einer Abendzeitung gehabt, so hätte er eine ganz andere Schlagzeile zu sehen bekommen.

Ohne dass Horace davon wusste, hatte man am Tag zuvor eine Reihe von al-Qaida-Bomben in zwölf Städten Englands gefunden; allerdings waren sie glücklicherweise entdeckt und unschädlich gemacht worden, bevor irgendwelcher Schaden entstehen konnte.

Nichtsdestotrotz befand sich jetzt das ganze Land in Terror-Alarmbereitschaft, sehr zur Freude des Superintendent, dem man Druck gemacht hatte, Scotland Yard aufs Anschaulichste davon in Kenntnis zu setzen, womit zum Teufel er da in Essex hinter dem Berg hielt.

»Bloß ein ganz normaler, mieser häuslicher Streit mit einer unauffindbaren Ehefrau und einem verschwundenen Siebzehnjährigen«, hatte er gemeldet. »Und so eine Bruchbude, die zusammengekracht ist. Der Mann, den wir verhaftet haben, ist ein Autodieb, der unter Paranoia leidet. Wir haben die Trümmer bereits nach Sprengstoff oder Unterlagen durchsuchen lassen, die auf irgendwelche Kenntnisse im Bombenbauen hinweisen, jedoch nichts dergleichen gefunden. Und außerdem ist dieser Typ Alkoholiker und was weiß ich noch alles, aber kein religiöser Fanatiker. Sehen Sie sich seine Akte an, wenn Sie mir nicht glauben.«

Nachdem er sich so die Anti-Terror-Einheiten vom Halse gehalten hatte, machte er sich wieder daran, Albert Ponson zu verhören und – sehr viel widerwilliger – Vera Wiley zu befragen. Es war immer noch genauso schwierig wie vorher, ihr irgendetwas Sinnvolles zu entlocken.

»Ich hab's Ihnen doch schon tausendmal gesagt, als ich

weggefahren bin, lag er im Bett. Fragen Sie meinen Bruder Al, der wird es Ihnen bestätigen.«

»Er sagt, Ihr Mann hätte ihm erzählt, er würde diesen Esmond, diesen Sohn, in Stücke schneiden und ihn in Salpetersäure auflösen, in der Wassertonne hinter dem Haus. Was sagen Sie dazu?«

Vera war nicht mehr imstande, irgendetwas zu sagen. Als sie ohnmächtig auf die Bank zurück sank, war dem Superintendent klar, dass er zu weit gegangen war. Er stand auf und verließ den Raum. Draußen machte er den Sergeant ausfindig und wies ihn an, hineinzugehen und sich um diese verdammte Frau zu kümmern, die ihn wahnsinnig machte.

»Und sagen Sie dem verfluchten Weibsbild bloß nichts davon, dass ihr Sohn vermisst wird und wahrscheinlich tot ist, wenn sie wieder zu sich kommt.«

»Soll ich ihr das Messer zeigen, Sir?«, fragte der Sergeant und holte das Ding in dem Plastikbeutel hervor.

Der Superintendent hielt sich mit beiden Händen den Kopf.

»Um Himmels willen, das ist doch kein Küchenmesser. Das ist ein Meißel, ein Meißel voller Blut.«

Der Sergeant betrachtete das Werkzeug und überlegte fieberhaft, was er sagen sollte.

»Wenn man eine Leiche zerstückeln will, damit sie in einer Wassertonne voll Salpetersäure passt, dann taugt ein Meißel dazu wohl genauso gut wie ein Küchenmesser. Sogar noch besser; ich meine ...«

»Es ist mir egal, was Sie meinen. Ich sage Ihnen, das ist nicht das Küchenmesser, das mir gezeigt worden ist, und wenn Sie zu Hause mit so was Brot schneiden, dann ist das Zeug bestimmt so altbacken wie ein mumifizierter Ziegelstein.«

Der Sergeant hastete davon und kehrte gleich darauf mit dem Küchenmesser zurück. Wütend starnte der Superintendent das Messer an.

»Wo ist das verdammte Blut an der Klinge?«, wollte er wissen.

»Der Inspector hat gemeint, es wäre unhygienisch, da Blut draufzuschmieren. Er wollte es zu Hause benutzen, und hat nicht gedacht, dass es Ihnen auffallen würde ...«

Doch der Superintendent hatte genug.

»Sie gehen jetzt da rein und sehen nach, ob sie schon wieder zu sich gekommen ist.«

Er ging zu Alberts Zelle, nur um zu erfahren, dass Albert Ponson noch immer nicht bereit war, irgendwelche Fragen zu beantworten; er wollte, dass ihm ein anderer Anwalt gestellt wurde.

»Ich hab keine Ahnung, wo Belinda hin ist, oder dieser verdammte Bengel. Alles, was ich weiß, ist, dass sie einfach verschwunden sind. Ich sage überhaupt nichts mehr, bis ihr mir einen besseren Anwalt besorgt. Und kommen Sie mir bloß nicht mit dem Scheiß, das Dach wäre zwei Bullen auf die Füße gefallen. Das stimmt nicht. Deswegen will ich ja meinen eigenen Anwalt, und ihr könnt mich fragen, was ihr wollt, aber ohne den kriegt ihr keine Antworten aus mir raus.«

Der Superintendent gab auf. Ponsons Auftreten überzeugte ihn beinahe, dass der verfluchte Kerl tatsächlich keinen Schimmer hatte, wohin seine Frau und Esmond sich abgesetzt hatten. Und was noch schlimmer war, Ponson hatte den Chief Inspector gewarnt, dass die vordere Hauswand einstürzen würde, wenn das Tor mit Gewalt aufgebrochen wurde, und da hatte er nicht gelogen. Gott sei Dank glaubte ihm niemand. Völlig un-

verständlich war allerdings, was Ponson dazu bewogen hatte, sein Haus in eine kugelsichere Festung zu verwandeln.

Als der Superintendent vom Revier nach Hause fuhr, dämmerte es ihm plötzlich, dass der arme Mann möglicherweise geisteskrank sein und an einer extremen Form von Verfolgungswahn leiden könnte. Und wenn diese Geisteskrankheit in der Familie lag, dann könnte das vielleicht auch die Überzeugung seiner Schwester erklären, dass ihr Mann versucht hätte, ihren gemeinsamen Sohn zu töten. Andererseits gab es da dieses fürchterliche Schlachthaus. Nicht, dass das nicht ebenfalls auf Wahnsinn hindeutete, wenngleich auf eine ausgesprochen beängstigende Form des Wahnsinns.

Oder tat Ponson nur so, als sei er verrückt, um die Tatsache zu verbergen, dass er sowohl ein Verbrecher als auch ein Terrorist war? Doch die Polizisten waren auf Händen und Knien durch sein ganzes Haus gekrochen, und abgesehen von den Einschusslöchern rund um das Schloss der Küchentür war in dem ganzen Bungalow nicht das kleinste Molekül Sprengstoff zu finden gewesen.

Der Superintendent seufzte schwer und wendete seinen Wagen, um zum Revier zurückzufahren.

»Ich will, dass sämtliche Detectives, die für diesen Fall eingeteilt sind, in zwanzig Minuten hier versammelt sind«, befahl er dem diensthabenden Beamten.

Während er über das Fehlen jeglicher Beweise dafür nachgedacht hatte, dass Ponson in terroristische Umtriebe verwickelt war, war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, dass der miese Kerl möglicherweise tatsächlich in seinem ungewöhnlichen Haus eingesperrt worden war, wie er behauptete. Als die Detectives kamen, hatte er eine einzige Frage an sie: »Hat einer

von Ihnen da drinnen die Schlüssel für die Zimmertüren gefunden?«

Niemand hatte Zimmerschlüssel gefunden.

»Nächste Frage: Wieso hat nichts Elektrisches funktioniert?«

»Irgendjemand hat den Sicherungskasten plattgemacht«, berichtete ein Sergeant. »Und ich meine, total zertrümmert. Deswegen hat er gebrüllt, dass er rauswollte.«

»Und das sagen Sie mir erst jetzt?«, grollte der Superintendent. »Sonst noch etwas, das ich erfahren sollte? Oder wollen Sie's lieber für sich behalten?«, fragte er sarkastisch und fuhr dann fort: »Was ich vor allem wissen möchte, ist, wohin genau diese drei Menschen verschwunden sind. Ich möchte, dass sich jeder von Ihnen von jetzt an auf diese Aufgabe konzentriert, bis ich Ihnen sage, dass Sie damit aufhören sollen.«

»Drei?«, fragte der Chief Inspector. »Meinen Sie nicht zwei? Ponsons Frau und der kleine Wiley?«

»Nein, drei. Sie vergessen Horace Wiley. Er ist der Einzige, der wirklich gewalttätig geworden ist, wenn man dieser Verrückten glauben kann, und ausnahmsweise fange ich an, das Ganze aus ihrer Sicht zu betrachten. Nehmen wir mal an, er hat den Sohn umgebracht? Vielleicht dachte er, Mrs. Ponson habe den Mord mit angesehen – dann hätte sie auch dran glauben müssen.«

»Und wo sind die Leichen?«

»Vergessen Sie das fürs Erste. Wenn wir Wiley erst haben, kriegen wir das schon aus ihm raus, und wenn ich Daumenschrauben benutzen muss. Was ich wissen will, ist, wo steckt dieser Wiley?«

»Könnte doch auch tot sein.«

»Könnte überall sein«, brummte der Superintendent unglücklich.

Er war zu dem Schluss gekommen, dass die ganze verdammte Familie wahrscheinlich geisteskrank war, einschließlich des Sohnes, ob nun ermordet oder nicht. Und so wie es aussah, würde es ihm bald genauso ergehen.

In dieser Nacht lag der Superintendent schlaflos da und überdachte den Fall, den er da übernommen hatte. Am Anfang hatte er gedacht, das Ganze würde keine große Sache sein, eine Angelegenheit, die es ihm erlaubte, Albert Ponson zu verhaften, den er zwar schon seit Jahren im Visier gehabt, aber nicht für ein wirklich ernstes Verbrechen hatte drankriegen können. Jetzt jedoch glaubte er das nicht mehr.

Andererseits machten ihm der gepanzerte Bungalow und möglicherweise drei Ermordete Hoffnung, Ponson doch etwas anhängen zu können. Es war zwar keineswegs sicher, dass die drei ermordet worden waren, zweifellos aber waren sie alle verschwunden, und als sich seine schlaflose Nacht immer länger hinzog, begann der Superintendent immer mehr zu glauben und ganz sicher zu hoffen, dass das Schlachthaus zum Selberverschlachten für mehr verwendet worden war als nur fürs Kühe- und Schweinetöten. Die Spurensicherung gab zu, dass in dem grauenhaften Schuppen nicht genug menschliches Blut zu finden war, um eine definitive Schlussfolgerung zuzulassen, doch sie war der Ansicht, dass dort durchaus Menschen erwürgt worden sein könnten. Während die Nacht verstrich, wuchs die makabere Hoffnung des Superintendent immer mehr, Ponson dranzukriegen. Wieso zum Beispiel war dort drin niemals ordentlich geschrubbtt worden? Warum hatte man das Blut einfach gerinnen und langsam trocknen lassen, so dass es fast so

hart war wie der Beton der Böden und Wände? Gewiss wollte Ponson damit doch eine Warnung aussprechen! Seinen Feinden zeigen, wozu er bereit wäre.

Dagegen stand der Nachweis, dass dort kein Mord begangen worden war, bei dem Blutvergießen im Spiel gewesen wäre. Und selbst der Superintendent musste zugeben, dass man sich mit der Behauptung, die Todesursache sei Strangulation gewesen, mehr oder weniger an einen Strohhalm klammerte.

Doch was war mit den Revolverkugeln in dem Bungalow? Konnte Ponson wirklich nur versucht haben, aus dem Haus herauszukommen, wie er sagte?

Einen Augenblick später war der unglückliche Superintendent gezwungen, wieder bei dem Schluss angelangt, dass er es mit nichts anderem zu tun hatte als mit drei Vermissten. Und noch schlimmer, am Ende war er auch noch für die Zerstörung des Bungalows verantwortlich. Obwohl, wenn er nur Horace Wiley finden könnte, dann hätte er vielleicht trotzdem noch eine Chance, befördert zu werden.

Es war fast vier Uhr, als er endlich einschlief, nur zwei Stunden, bevor er aufstehen und sich von Neuem mit diesem ganzen verdammten Albtraum herumschlagen musste.

An der Küste südlich von Barcelona verbrachte Horace eine wunderbare Zeit. Das Hotel, das er gefunden hatte, war ausgezeichnet, und er hatte sich ein Zimmer genommen, von dem aus man auf den Strand hinausblickte, der dicht mit Sonnenbadenden besetzt war. Zu Horaces Erstaunen trugen viele Frauen, die am Strand lagen, Badeanzüge, die in einem Ausmaß winzig waren, das er nicht für möglich gehalten hätte.

Mehrere hundert Meter jenseits des Stücks offenen Wasser, wo die Leute schwammen, befand sich eine Reihe Bojen, wo Jachten, Rennboote und einige größere Ruderboote festgemacht hatten.

Horace saß auf dem Balkon vor seinem Zimmer und starnte glückselig hinunter. Mit der Aussicht vom Hotel aus war er voll auf zufrieden: Er wollte nicht selbst auf dem überfüllten Strand in der Sonne liegen, und außerdem konnte er sowieso nicht schwimmen. Hinter ihm waren schwache Geräusche zu vernehmen; das Zimmermädchen saugte Staub und machte das Bett.

Vorhin, beim exzellenten Frühstück im Speisesaal, wo er an einem Tisch am Fenster saß, hatte der Hotelmanager, der gut Englisch sprach, ihn gefragt, ob er eine englische Zeitung wünsche. Horace hatte das bejaht, hatte aber seiner Überraschung Ausdruck verliehen, dass er dergleichen in Spanien bekommen könne.

»In Catalunya, Señor«, erwiderte der Hotelchef freundlich, »bekommen Sie die im Sommer jeden Tag. Im Winter muss man dafür in die Stadt fahren. Da machen wir im Januar einen Monat zu, damit die Kellner Urlaub machen können. Jetzt ist der

Zeitungsladen unten auf der Plaza, und dort bekommen Sie eine.«

Horace dankte ihm und sah zu, wie der Mann zu einem anderen Tisch hinüberging und auf Katalanisch und dann in reinstem Spanisch mit einem Ehepaar sprach, das ihn offenkundig nicht verstand und in sehr gutem Englisch erwiderte, sie kämen aus Finnland.

»Finnland«, sagte der Hotelmanager und erkundigte sich dann, ob sie schon ihre Wahl getroffen hätten, was sie zum Frühstück wünschten. Doch Horace hatte das Interesse verloren und ging hinaus auf die Promenade. Er fand den Zeitungsladen, wo er den *Daily Telegraph* und, zur Abwechslung mal, die *Daily Mail* erstand.

Nach seiner Rückkehr war er in sein Zimmer hinaufgegangen, und jetzt saß er auf dem Balkon, ohne die Zeitungen anzusehen. Ein weißes Kreuzfahrtschiff am Horizont stach ihm ins Auge, und er bereute gerade, dass er sich nicht für diese komfortable Fluchtmöglichkeit entschieden hatte, statt sich auf die schreckliche Reise nach Lettland und die Irrfahrt durch Europa zu begeben. Da fiel ihm wieder ein, dass er die Route von den Londoner Docks aus Angst gewählt hatte, dass die normalen Häfen möglicherweise überwacht wurden und er durchaus hätte erkannt werden können. Auf jeden Fall, überlegte er, war es auf einem Kreuzfahrtschiff außerdem möglich, dass er einem seiner Bankkunden begegnete. Nein, der Gammelfrachter war die sicherste, wenn auch die unbequemste Methode gewesen, aufs europäische Festland überzusetzen.

Alles, was Horace jetzt brauchte, war eine völlige Veränderung seiner äußereren Erscheinung. Er hatte sich bereits einen Schnurrbart stehen lassen, und sein Bart spross aufs Erfreu-

lichste. Er würde dem Foto in dem Pass, den er in Salzburg gekauft hatte, mehr als gerecht werden.

Endlich wandte Horace sich den Zeitungen zu, die er sich besorgt hatte, und ging sie gründlich durch, um zu sehen, ob irgendwo ein vermisster Filialleiter aus Croydon erwähnt wurde und, noch schlimmer, ein Foto von ihm abgedruckt wäre. Sehr erleichtert, nichts dergleichen zu finden, machte er sich wieder daran, die menschlichen Körper zu betrachten, die unter ihm im Sand lagen, und wünschte sich, er wäre noch ein junger Mann.

Esmond empfand so ziemlich das genaue Gegenteil; er hatte endlich das Gefühl, erwachsen zu sein. Es machte ihm ungeheuren Spaß, zusammen mit dem alten Samuel das Anwesen zu bewirtschaften. Endlich behandelte man ihn wie einen Erwachsenen und ließ ihn – gleichfalls wie einen Erwachsenen – Verantwortung übernehmen. Er hatte große Zuneigung zu den Schweinen und Ferkeln gefasst, die zwischen dem Gemüsegarten neben dem Haus und der hohen Steinmauer mit dem Torbogen herumwühlten, durch den sie den alten Ford Cavalier gefahren hatten, als dieser in dem alten Bergwerk begraben worden war. Dann war da noch der Melkschuppen, mit einem von Steinen gesäumten Pfad, der von den Weiden jenseits der grasbewachsenen Hänge herabführte. Esmond, oder Joe Grope, wie alle ihn beharrlich nannten, trieb gern die Kühe zu dem Schuppen hinunter, so, wie ihm alles Freude machte, was man ihm auftrug.

Er hatte keine Ahnung, wo er war, doch das war ihm egal. Zum ersten Mal in seinem Leben wurde er nicht von seiner Mutter verhätschelt oder so offenkundig von seinem Vater verabscheut. An jenem Abend dachte Esmond im Bett über die Zukunft nach und wusste genau, was er tun würde.

In Essexford war der Superintendent am Verzweifeln. Der neue Forensikexperte, den das Innenministerium geschickt hatte, war herablassend und nicht im Mindesten hilfreich gewesen, wenngleich er Esmonds DNS auf dem Teppich des Bungalows identifiziert hatte – an der Stelle, wo der Junge laut Albert umgefallen war. Außerdem hatte er anhand von Blut, das er mit einer Spritze dem Arm seiner Mutter entnommen hatte, nachgewiesen, dass Esmond tatsächlich Mrs. Wileys Sohn war.

»Sicher, jetzt wissen wir also, dass sie Mutter und Sohn sind, aber auf dem Boden ist nicht genug Blut, um die Vermutung zu rechtfertigen, dass er ermordet worden ist. Er könnte auch über eine Flasche gestolpert sein. Waren all diese zerbrochenen Flaschen schon hier, als Sie eingebrochen sind?«

»Ja«, knurrte der Superintendent verbittert; die Betonung, die der Experte auf das Wort »eingebrochen« legte, gefiel ihm nicht. »Ich hoffe doch, Sie glauben nicht, meine Männer hätten den Schnapsladen ausgeräumt und sich die Kante gegeben. So blöd sind die nicht.«

Der Forensikexperte schüttelte den Kopf und behielt seine Gedanken für sich. Er hatte schon in den besten Zeiten eine extrem schlechte Meinung von den Kollegen in Uniform, und die Polizeitruppe aus Essexford, die einen Bulldozer auffahren ließ, nur um ein Garagentor aufzubrechen und sich Zugang zu einem Haus zu verschaffen, war bestimmt die schlimmste, die ihm jemals untergekommen war.

»Gibt's sonst noch irgendetwas, was ich mir ansehen soll?«, erkundigte er sich, während er auf seinen Wagen zustrebte und

sich insgeheim fest vornahm, dem Innenministerium klarzumachen, dass sie künftig seine Zeit nicht mehr verschwenden sollten.

Der Superintendent ergriff die Gelegenheit beim Schopf. Die Arroganz des Experten war ihm noch immer ein Dorn im Auge.

»Da wäre noch ein weiteres Gebäude, in das Sie mal einen Blick werfen sollten«, sagte er und ging voran, den Weg hinunter zu dem Do-it-Yourself-Schlachthaus. Das Schild mit den Worten EIGENHÄNDIG TÖTEN & ESSEN an der Hauptstraße hatte er entfernen lassen, nicht jedoch das an der Seitenwand neben dem Eingang. Er wusste, dass die Spurensicherungsteams nicht miteinander sprachen, und beabsichtigte, dem Spezialisten einen besseren Einblick in die mörderischen Neigungen dieses Drecksacks Ponson zu geben. Dies würde dann auch erklären, wieso es notwendig gewesen war, den Bulldozer einzusetzen, um in das Haus einzudringen. Er hatte Erfolg.

»Allmächtiger, der Mann muss ja ein totaler Sadist sein«, brummte der Experte, als er das Schild an dem Gebäude las.

»Werfen Sie einen Blick auf den Fußboden und erzählen Sie mir was Neues«, bemerkte der Superintendent. »Da finden Sie so viele Blutproben, wie Sie brauchen.«

Er wartete an der Tür. Da hat der arrogante Pinsel wenigstens was zu tun, dachte er bei sich und stieß versehentlich mit voller Absicht mit dem Fuß einen vollen Wassereimer um, dessen Inhalt sich über festgetrocknetes Blut auf Beton ergoss. Als der Mann, den er mittlerweile gründlich verabscheute, die Länge des Raumes abgeschritten hatte, sah der Bereich gleich bei der Tür aus wie frisches Blut. Der Forensikexperte fügte daraufhin noch ein wenig von dem seinen hinzu, indem er auf dem

nassen Boden ausrutschte und mit dem Kopf auf dem Beton aufschlug. Bevor er wieder auf die Beine kommen konnte, fiel er noch zweimal hin und verlieh seinen Gefühlen in ausnehmend unflätigen Worten Ausdruck.

»Ich sehe lieber mal nach, ob ich ein bisschen Heftpflaster für Sie auftreiben kann«, meinte der Superintendent und eilte zu dem Bungalow zurück.

»Und einen Krankenwagen. Vielleicht habe ich ja eine Gehirnerschütterung!«, brüllte der Forensikspezialist, ehe er langsam zu Boden sank und etwas bequemer auf dem Gras unter dem Schild landete, auf dem SCHLACHTHAUS ZUM SELBERSCHLACHTEN stand. Allmählich ging ihm auf, wie ungemein zutreffend das war.

Vera war inzwischen aus dem Gewahrsam des Polizeireviers entlassen und wieder ins Krankenhaus geschafft worden, wo sie in einem abgelegenen, schalldichten Einzelzimmer von einem Psychiater befragt wurde, der es außerordentlich schwierig fand, sie zu analysieren.

Das war in Anbetracht der Belastung der vergangenen Tage nicht weiter überraschend. Vera war zunehmend davon überzeugt, dass ihr geliebter Junge ermordet worden war, und abermals in den grauenvollen Sprachduktus der kitschigen Liebesromane verfallen, die so zahlreiche Jahre lang ihren Verstand ausgeschaltet hatten. Das Ergebnis war, dass sie, als der Psychiater sie fragte, ob sie eine glückliche Ehe führe, antwortete, ihr über alles geliebter Gatte sei der reizendste Mensch, dem sie jemals begegnet sei. Der Arzt zog das Protokoll der früheren Vernehmungen hervor, las, dass sie Horace des versuchten Mordes mit einem Küchenmesser an ihrem geliebten Sohn Esmond bezichtigte (»geliebt« war ein Wort, das ihm mittlerweile zutiefst verhasst war), und wusste diesen Gesinnungswandel nicht zu deuten. Um noch weiter zu seiner Verwirrung beizutragen, behauptete Vera, bevor sie vermählt worden wären, hätten sie und ihr Verlobter bis zum Morgengrauen getanzt, ehe sie sich am Meer im Mondlicht geliebt hätten.

Unklugerweise erkundigte er sich, ob sie damit meine, dass sie Sex gehabt hätten.

»Sie widerwärtiges Geschöpf!«, schrie sie den unglücklichen Psychiater an. »Ich habe gesagt, wir haben uns geliebt, und ich habe ›Liebe‹ gemeint und nicht ›Sex‹.«

Der Psychiater versuchte sich zu entschuldigen, doch Vera war nicht bereit, ihm zuzuhören oder noch irgendwelche dummen Fragen zu beantworten. Eine halbe Stunde später gab er den Kampf gegen ihr Schweigen auf und ließ sie weinend zurück, wie es den Heldinnen ihrer Bücher so oft erging, wenn die Männer, die sie liebten, in der Morgendämmerung mit offenem Hemd auf schwarzen Pferden davonritten.

»Ich habe keinen blassen Schimmer, was ich von ihr halten soll«, berichtete er dem Superintendent. »Sie scheint völlig auf diese Liebesromane fixiert zu sein, Marke Barbara Cartland. Nicht, dass ich jemals eine von diesen billigen Schnulzen gelesen hätte.«

»Und Sie glauben nicht, dass sie Sie nur auf den Arm genommen hat?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll. Sie hat gesagt, ihr über alles geliebter Gatte sei der reizendste Mensch, der ihr je begegnet sei.«

»Das ist das genaue Gegenteil von dem, was sie mir erzählt hat. Sie hat den Mann beschuldigt, er hätte versucht, ihren Sohn mit einem Küchenmesser umzubringen.«

»Ich weiß. Ich habe mir ihre früheren Aussagen angesehen, und die haben allem widersprochen, was sie mir zu erzählen bereit war, und das war so gut wie nichts. Meiner Meinung nach ist sie entweder eine vollendete Lügnerin, oder sie lebt in einer Fantasiewelt, und ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihnen da weiterhelfen kann.«

Der Superintendent seufzte. Er hatte sich noch immer nicht von seiner fast schlaflosen Nacht erholt, geschweige denn von diesem verdammt Zwischenfall mit dem Forensikexperten in dem Schlachthaus.

»Glauben Sie, sie ist schizophren oder psychotisch?«, fragte er.

»Ich weiß nicht, was sie ist«, fing der Psychiater an, »aber wenn Ihnen das was hilft, dann würde ich sagen, sie ist total durchgeknallt und sollte in eine Klinik eingewiesen werden.«

Der Superintendent lächelte.

»Das ist alles, was ich wissen muss. Vielen, vielen Dank. Ich habe auch ohne eine völlig Verrückte genug um die Ohren.«

An diesem Nachmittag wurde Vera, die unter starken Beruhigungsmitteln stand, in einen Krankenwagen getragen und in eine Klinik in Suffolk gefahren.

Während der ersten paar Tage saß Horace hauptsächlich auf seinem Balkon mit Strandblick und blickte über die Bojen hinweg zu den Jachten in allen Größen hinaus. Die Bojen waren ein paar hundert Meter vom Strand entfernt, und er begriff ziemlich schnell, dass sie es den Sonnenanbetern erlaubten, sich im Seewasser abzukühlen und ungefährdet zu schwimmen. Es war August, und am Strand war kaum noch Platz für Neuankömmlinge.

Was ihn verblüffte, war, dass es augenscheinlich keinerlei heftigen Streit oder Ärger gab, wie es zweifellos der Fall gewesen wäre, wäre dies ein Seebad in England gewesen. Möglicherweise gab es auch hier kleinere Kabbeleien, doch da er kein Wort Katalanisch verstand, bekam er davon glücklicherweise nichts mit.

Außerdem interessierten ihn die Männer, die von Zeit zu Zeit auf und ab stolzierten und mit ihren Muskeln prahlten, weniger als die Frauen. Während er im Schatten der Markise über ihm auf seinem Balkon lag, konnte er ihre annähernd nackten Körper verstohlen durch ein Fernglas betrachten, das er in einem Geschäft in der benachbarten kleinen Industriestadt gekauft hatte. Und erkennen konnte er, dass in manchen Fällen das »annähernd« überflüssig war. Da waren sie, lagen auf dem Bauch und zogen nur Bikinis an, wenn sie ins Wasser gingen. Horace Wiley, der seine einzigen, dankenswerterweise kurzen Erfahrungen in Sachen Sex nach seiner Hochzeit mit Vera gemacht hatte, verspürte ein jähes Aufwallen der Lust. Das war eine peinliche Überraschung für einen Mann, der absichtlich

jegliche sexuelle Neigung unterdrückt hatte, um sich seine verhasste Ehefrau vom Hals zu halten. Außerdem war Horace in einer Familie aufgewachsen, wo alles auch nur ansatzweise Erotische streng verboten gewesen war. Wie sein Vater es ihm eingebläut hatte, bestand seine Rolle im Leben ausschließlich darin, Geld zu verdienen und sich über Wasser zu halten. »So habe ich es gehalten«, hatte dieser wiederholt verkündet. »Im Gegensatz zu meinem lusternen Vetter. Sogar sein Vater hat sich gewünscht, er wäre bei der Geburt gestorben.«

Jetzt jedoch, da er fern von England war und die begehrenswertesten Frauen betrachten konnte, die er jemals zu Gesicht bekommen hatte, traten seine so lange unterdrückten natürlichen Gefühle in den Vordergrund. Er war in den besten Jahren, und er wollte mit einer nackten Frau ins Bett steigen und sie aufs Leidenschaftlichste lieben. Er würde keine Zeit damit verschwenden, zu überlegen, was leidenschaftliches Lieben war; er würde ganz einfach alles tun, was seinem Körper in den Sinn kam. Das eigentliche Problem war, eine Frau zu finden, die wollte, dass er ihre Brüste malträtierte und sie an den unwahrscheinlichsten und möglicherweise unhygienischsten Stellen küsste.

An diesem Strand dort musste es doch eine Nymphomanin geben. Doch wie sie ausfindig machen? Er konnte ja wohl kaum hinuntergehen und jede fragen, die ihm gefiel. Vielleicht war die Betreffende ja verheiratet, und das Letzte, was er wollte, war ein erboster Ehemann, der drohte, ihm den Schädel einzuschlagen. Er gab es auf, ging hinunter in die Bar und bestellte sich einen ordentlichen Whisky, während er das Problem überdachte. Hinter ihm saß eine attraktive Frau mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen. Sie begrüßte ihn mit *Bon dia* und

schiene erfreut, als er auf Englisch antwortete.

»Ich habe mir schon gedacht, dass Sie *Inglese* sind. An Ihrer Kleidung erkennt man das«, sagte sie und kam zu ihm herüber.

»Außerdem haben Sie einen Scotch bestellt. Die Einheimischen trinken für gewöhnlich keinen Whisky.«

»Darf ich Ihnen auch einen anbieten?«

»Selbstverständlich. Ich nehme das Gleiche wie Sie.«

»Das ist ein Glenmorangie, der hat's in sich«, warnte er.

»Das habe ich mir gedacht. Sie haben Geschmack. Es gibt nichts, was ich lieber mag. Gin kann ich nicht ausstehen, nicht einmal Sapphire Blue. Mein verstorbener Mann hat gern trockene Martinis getrunken, die mit dem Zeug gemixt waren, aber ich habe mich immer an Whisky gehalten. Sind Sie verheiratet?«

»War ich mal, aber jetzt bin ich frei. Gott sei's gedankt.«

»Eine Zicke?«

»So könnte man's ausdrücken. Sie war ... ach, egal, was sie war. Sagen wir einfach, mit ihr zusammenzuleben war ein Albtraum.«

»Mein Alter war ein grauenvoller Grobian. Hat mich fürchterlich verprügelt. Ich heiße übrigens Elsie, und Sie?«

»Bert. Wohnen Sie hier?«

»Ich vermiete mein Haus im Sommer und wohne im Hotel.« Eine Pause entstand, während Elsie sich in der Bar umsah. Es war niemand anderes zu sehen.

»Wenn du mit raufkommst in mein Zimmer, dann zeige ich dir, was mein widerlicher Mann mir angetan hat.« Sie zog ihre Bluse zur Seite, und Horace schaute auf eine große Brust.

»Welcher Stock?«, fragte er.

»Oh, ganz oben, nach hinten raus.«

»In diesem Fall gehen wir in mein Zimmer. Ein Stockwerk höher, und die Aussicht ist besser. Außerdem habe ich da oben noch eine Flasche von dem Zeug hier.«

Sie fuhren im Fahrstuhl hinauf, und Horace war überrascht, als Elsie sich an ihn schmiegte, obwohl außer ihnen niemand in der Kabine war. Als sie sein Zimmer betraten, war er sogar noch überraschter, als sie die Tür abschloss. Gleich darauf hatte sie ihre Bluse ausgezogen und war damit beschäftigt, ihren BH abzulegen. Er starrte sie mit offenem Mund an und tastete nach dem Glenmorangie. Sie hielt ihn zurück.

»Der ist für nachher«, sagte sie.

»Was meinst du damit, nachher?«, japste er. »Nach was?«

»Nach dem, wonach wir uns beide gesehnt haben. Du glaubst doch wohl nicht, dass ich nicht weiß, was für eine Wirkung es haben kann, jeden Tag durchs Fernrohr halbnackte Mädchen anzustarren und praktisch vor Verlangen zu sabbern? Oh ja, andere Leute können auch Feldstecher besitzen. Ich bin dir gefolgt und habe dich beobachtet, als du dir deinen gekauft hast, und sobald du rausgekommen bist, bin ich in den Laden reingegangen und habe mir auch einen gekauft, und zwar einen noch besseren.«

Sie lachte, als er sie sprachlos anstarrte.

»Aber wo warst du denn? Ich habe dich nicht gesehen?«

»Natürlich nicht. Schau mal da drüben, der rote Sonnenschirm. Ich habe ein Loch hineingeschnitten, und ich schaue jeden Tag da durch, mit einem Handtuch über den Beinen, damit keine Sonne dran kommt.«

Horace starrte sie noch unverwandter an. Sie lag auf dem Bett und war nur mit ihrem Höschen bekleidet.

»Warum hast du dir mich ausgesucht?«, fragte er.

Sie lächelte. »Weil du ein Unschuldslamm bist, mein Schatz. Weil du ein typisches englisches Unschuldslamm bist – und schüchtern noch dazu. Eins weiß ich ganz sicher – du wirst mir nichts tun. Von Sadismus habe ich genug. Und jetzt zieh dich aus, und dann lieben wir uns.«

Horace ging ins Bad, duschte rasch und kam nackt und rosig wieder heraus. Als sie einander umschlangen und Elsie sanft sein Skrotum drückte, erlebte Horace seinen ersten wunderbaren Orgasmus seit Jahren. Er rollte von ihr herunter und wusste, dass er sich verliebt hatte. Als sie schließlich nach unten gingen, um ein ausgezeichnetes Abendessen zu sich zu nehmen, machte ihn die Erkenntnis sogar noch glücklicher, dass er jetzt endlich wusste, was leidenschaftliche Liebe war, und dass Elsies Zimmer nicht weit weg war.

In Grope Hall war Esmond ebenfalls glücklich und vollauf damit beschäftigt, Pläne zu schmieden, damit sein neu gefundenes Glück andauerte. Verglichen mit seinem neuen Leben hier hatte seine frühere Existenz nichts zu bieten. Er konnte es kaum glauben, dass er derselbe war, wenn er an diesen faulen Burschen zurückdachte, der in der Gegend herumgelungert und seinen Schwächling von Vater imitiert hatte, einen Bankangestellten, weil ihm nichts Besseres einfiel.

Das Einzige, was ihm immer noch Kopfzerbrechen bereitete, war die Aussicht, seine Tante Belinda heiraten zu müssen. Er war sich ganz und gar nicht sicher, ob er das wirklich wollte, und zudem verstand er wirklich nicht, warum, oder wie das überhaupt gehen könnte.

Ungeachtet Belindas Behauptung, sie habe sich von seinem Onkel scheiden lassen, war er sich sicher, dass sie noch verheiratet war. Außerdem war sie viel älter als er – sie musste Ende dreißig sein oder sogar vierzig –, und er hatte sich immer ausgemalt, dass er jemanden in seinem Alter heiraten würde und nicht jemanden, der eigentlich alt genug war, um seine Mutter zu sein.

Belinda hatte gesagt, sie würden in der kleinen Kapelle neben dem Rosengarten heiraten. Er war mehrmals darin gewesen, und sie war ganz hübsch, mit den drei Buntglasfenstern über dem Altar – durchaus kein schlechter Ort, um dort die Ehe zu schließen. Irgendetwas an dem Grab in der Kapelle kam ihm komisch vor. Es war länger als jedes andere Grabmal, das er jemals in einer Kirche gesehen hatte, und die Grabplat-

te war an einem Ende um mehrere Zentimeter abgesunken. Es war seltsam, aber alles in Grope Hall war merkwürdig. Tatsache war, dass Belinda wahrscheinlich noch immer mit diesem Säufer Onkel Albert verheiratet war. Wenn der nicht ihr Mann wäre und sie geschieden wären, dann hätte seine Mutter das bestimmt erwähnt.

Wenn sie noch immer Mann und Frau waren, dann würde Belinda in Bigamie leben, wenn sie einen zweiten Ehemann nahm, und das war ein Verbrechen. Das hatte er von seinem Vater gelernt, als dieser vor einigen Jahren mit dem Kreuzworträtsel in der *Times* beschäftigt gewesen war. Er hatte es mit »bigott« versucht, doch das war zu kurz, und »Bigotterie« war zu lang gewesen. Endlich hatte er mit »Bigamie« das Wort gefunden, das er brauchte.

»Was ist Bigomie, Dad?«

»Bigamie, Junge, mit A, nicht mit O. Und wenn's kein Verbrechen wäre, dann würde ich mit Freuden Bigamist werden, um ... ach, schon gut. Geh und such dir eine Beschäftigung. Das Leben ist mit deiner Mutter schon schwer genug. Das Letzte, was ich brauche, ist, dass du hier herumlungerst.«

Andererseits wollte Esmond auf keinen Fall nach Hause zurückgeschickt werden. Das Leben in Grope Hall gefiel ihm, und es machte ihm Spaß, auf den tausend Morgen zu arbeiten, die das Haus umgaben. Er hatte das Gefühl, auf dem Land, das er als Joe Grope zu bewirtschaften hatte, etwas darzustellen. Und er war sich absolut sicher, dass ihm dieser neue Name noch mehr Vorteile verschaffen könnte, wenn er nur darauf käme, welche genau das sein könnten. Wichtig war nur, dass weder Belinda noch diese alte Schreckschraube Myrtle seine Pläne durchkreuzten.

Während er neben dem Ferkelpferch auf der Seite lag, stellte Esmond fest, dass seine Gedanken auf seltsame Weise immer wieder zu den Konsequenzen zurückkehrten, die Bigamie hätte. Wäre er als Joe Grope, wenn er mit Belinda verheiratet wäre, am Ende in der Lage, sie wegen Bigamie ins Gefängnis zu bringen? Und außerdem, wenn er es recht bedachte, auch dafür, dass sie ihn gekidnappt hatte? Schließlich hatte er nicht darum gebeten, in diese Einöde umzusiedeln. Damals war er viel zu betrunken, war genau gesagt bewusstlos gewesen.

Je mehr Esmond darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm seine Machtposition, und desto mehr sagte ihm sein Plan zu. Er würde das mit der Heirat durchziehen und Belinda dann ordentlich Druck machen. Für ihn und damit gegen sie sprach, dass sie auch noch das Auto gestohlen und dann darauf bestanden hatte, es in dem Kohlebergwerk zu entsorgen. Und Myrtle hatte Beihilfe geleistet, indem sie ihm und dem alten Samuel befohlen hatte, dieses Verbrechen auszuführen.

Mit einem Ausmaß an Selbstvertrauen, das er noch nie zuvor empfunden hatte, kroch Esmond dichter an die Mauer heran, die den Hof umgab, und schlich sich ungesehen bis unter das Küchenfenster, wo er hören konnte, was drinnen gesprochen wurde.

Im Verlauf der letzten paar Tage hatte Grope Hall die Ankunft einer ganzen Anzahl Männer und Frauen mit enormen Mengen an Gepäck erlebt, welches der alte Samuel in die diversen Schlafzimmer des Hauses hatte hinaufschleppen müssen. Doch keiner der Neuankömmlinge hatte viel Zeit für Esmond. Tatsächlich verstummten die hitzigen Diskussionen, die sie mit Belinda und Myrtle zu führen schienen, jedes Mal schlagartig, wenn er hereinkam. Dann musterten alle Anwesenden ihn mit

kaum verhohlenem Zorn, bis ihm so unbehaglich wurde, dass er sich lieber verdrückte.

Auf seinem Horchposten unter dem Fenster begann Esmond endlich zu begreifen, um was es bei den Streitigkeiten ging. Anscheinend behauptete Belinda, sie stünde in der Abfolge jener, die Grope Hall von Myrtle erben und Matriarchin der Familie Grope werden könnten, an erster Stelle, doch die Verwandten, oder zumindest die weiblichen Verwandten, erhoben Einspruch dagegen.

Die Auseinandersetzung hatte definitiv einen kritischen Punkt erreicht, und Esmond tat sich beim Lauschen schwer, inmitten all dieses Gekreischs überhaupt etwas zu verstehen. So wie es sich anhörte, nahm er aber an, dass Belinda sich durchgesetzt hatte.

»Ich würde nicht mal hierher zurückkommen, wenn ihr mich dafür bezahlen würdet!«, brüllte eine namenlose, empörte Grope. »Dieser Schuppen steht mitten in der Einöde und hat keine Zentralheizung!«

»Genau!«, brodelte eine andere. »Der Gedanke, in diesem Loch zu hausen, war so schrecklich, dass ich den erstbesten Kerl geheiratet habe, den ich in Potters Bar kennengelernt habe, als ich aus dem Zug nach Süden gestiegen bin. Jeder, der glaubt, ich würde jemals hier oben enden, hat sie nicht alle!«

»Aber das Haus sollte an mich gehen!«, krakeelte eine Dritte. »Ich habe als Kind alle meine Ferien hier verbracht, und ich habe es immer geliebt. Alles, was es braucht, ist ein bisschen Liebe und Zuwendung und eine Grope mit Mann und Kind, die hier das Sagen hat und sich darum kümmert.«

»Na wenn das so ist«, bemerkte Belinda spitz, »dann bleibst du ja vielleicht und bist meine Trauzeugin, wenn ich am Freitag

Joe heirate?«

Esmonds Aufkeuchen, als er dies hörte, hätte um ein Haar sein Versteck verraten. Freitag! Großer Gott, Ende der Woche würde er ein verheirateter Mann sein!

Glücklicherweise wurde der Laut, den er von sich gegeben hatte, von dem Krach übertönt, mit dem das ganze Sortiment wütender Gropes die Tür hinter sich zuknallte, als sie Gropes Hall für immer verließen.

Belinda genoss ihren Triumph einen Moment lang, ehe sie sich auf die Suche nach dem alten Samuel machte, um herauszufinden, ob er wusste, wo der nächste Reverend Grope seine Pfarrgemeinde hatte. Obwohl sie im Zorn gesprochen hatte, gab es jetzt, da sie es recht bedachte, eigentlich keinen Grund, warum sie nicht lieber früher als später heiraten sollte.

»Reverend Grope?« Samuel machte ein verdutztes Gesicht. »Das müsste Theodore sein, aber ich weiß gar nicht, ob der überhaupt noch eine Gemeinde hat. Er hatte eine Kirche in irgendeinem Dorf oben in der Nähe von Corebate, aber er ist ziemlich alt, also weiß ich nicht, ob er noch dort ist. Sie könnten's ja mal auf dem Postamt versuchen, vielleicht finden die das da für Sie raus.«

Belinda lächelte in sich hinein. Wenn der Reverend nicht mehr der Jüngste war, dann könnte das ihren Zwecken durchaus dienlich sein. Vielleicht konnte sie ihm ja einreden, dass das Aufgebot schon längst bestellt worden und dass an dem Altersunterschied zwischen Braut und Bräutigam nichts Ungewöhnliches sei.

In der psychiatrischen Klinik lag Vera Wiley noch immer in einem Isolierzimmer, um den Fachärzten, die hinzugezogen worden waren, die ungestörte Privatsphäre zu gewährleisten, die sie ihrer Ansicht nach brauchen würden. Sie wurden rasch eines Besseren belehrt. Privatsphäre, Diskretion oder auch nur weitere Fragen waren nicht notwendig. Obgleich vier Psychiater die Patientin jeweils allein aufsuchten, um ihren eigenen Befund zu erheben, gingen sie alle gemeinsam zum Superintendenten, um ihm die Diagnose mitzuteilen.

»Die Frau ist völlig verrückt«, verkündeten sie einstimmig.

»Das habe ich mir auch gedacht. Können Sie die Ursache erklären? Ich meine, was sie dazu gebracht hat, den Verstand zu verlieren. Sie ist eine erwachsene, reife Frau, und sie hat einen Haushalt geführt und einen Sohn großgezogen. Und plötzlich dreht sie auf derart außergewöhnliche Art und Weise durch. Glauben Sie, sie hat angefangen, Drogen zu nehmen oder so etwas?«

»Alles, was wir wissen, ist, dass sie unter grauenvollen Halluzinationen leidet und sich in einem permanenten Angstzustand befindet. Sie ist felsenfest überzeugt, dass ihr Mann ein Mörder ist und dass er ihren gemeinsamen Sohn umgebracht hat.«

»Wir haben Mr. Wiley überprüft, aber wir können ihn nicht finden«, sagte der Superintendent. »Wenn tatsächlich jemand ermordet worden ist, dann neige ich eigentlich eher dazu, zu glauben, dass er das Opfer war. Er scheint bis zu seinem Verschwinden ein durch und durch respektabler Banker gewesen zu sein.«

zu sein, und es ist auch nicht so, als würde bei der Bank Geld fehlen.«

Am Ende empfahlen die Psychiater einhellig, dass Mrs. Wiley in der Klinik bleiben sollte, und zwar für den Rest ihres Lebens.

»Und wo Sie gerade dabei sind, würde es Ihnen etwas ausmachen, sich mal ihren Bruder Albert Ponson anzusehen?«, fragte der Superintendent. »Meiner Meinung nach ist der auch wahnsinnig. Ein Ganove ist er ganz sicher, aber mir scheint, er leidet unter extremem Verfolgungswahn. Schauen Sie sich am besten seinen Bungalow an, nachdem Sie mit ihm gesprochen haben, und sehen Sie selbst.«

Nachdem sie die Überreste der Festung besichtigt hatten und man ihnen das Schlachthaus gezeigt hatte, teilten die Ärzte seine Meinung. Albert war definitiv dieselbe Zukunft beschieden wie seiner Schwester, wenngleich natürlich in einer anderen Klinik.

In seinem Zimmer in dem katalanischen Hotel verlebte Horace eine wundervolle Zeit. Innerhalb von ein paar Stunden hatte er mehr Liebesakte vollzogen als in seinem gesamten Eheleben, und obgleich er jetzt so erschöpft war, dass er keinen weiteren Orgasmus mehr zustande brachte, hatte er doch noch immer eine Erektion und konnte nach Herzenslust die Gesäßbacken seiner Geliebten liebkosen und ihre Brüste küssen.

Schließlich ließ er mit einem Widerstreben davon ab, um mit Elsie in den Speisesaal hinunterzugehen. Das Mittagessen war eine prachtvolle Angelegenheit, da Horace nach all seinen Liebesbemühungen feststellte, dass er einen gewaltigen Appetit hatte. Er verschlang einen großen Teller voll iberischem Schinken und ließ diesem ein enormes Schweinekotelett und schließlich eine doppelte Portion Eis und drei Tassen Kaffee folgen. Angenehm satt verließen Horace und Elsie den Speisesaal und kehrten in sein Zimmer zurück. Horace hatte sich gerade ausgezogen und wollte mit dem Gedanken, dass dies das Himmelreich sei, ins Bett steigen, als er mit einem schrecklichen dumpfen Aufschlag zu Boden sackte. Elsie sprang aus dem Bett und kniete neben ihm nieder, um ihm den Puls zu fühlen. Zu ihrem Entsetzen konnte sie weder am Handgelenk noch am Hals einen finden. Horace Wiley war tot.

Zehn Minuten später hatte Elsie sich angekleidet und wollte, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand auf dem Flur war, soeben zu ihrem eigenen Zimmer davonhuschen, als ihr klar wurde, dass das Bett sich in einem völlig zerwühlten Zustand befand. Es sah genauso aus, als hätten zwei Menschen

darauf just jene fatalen Liebesspiele getrieben, denen sich Elsie und Horace hingegeben hatten. So viele Leute hatten sie beim Mittagessen zusammen gesehen, es schien sicher, dass sie in das Ganze verwickelt werden würde.

Elsie schloss von Neuem die Zimmertür ab, wobei sie ein Taschentuch über den Türgriff legte, und machte das Bett, ehe sie sich abermals Horace zuwandte. Wenn sie ihn wieder aufs Bett bugsieren könnte, vorzugsweise angezogen, dann wäre die Situation viel ungefährlicher für sie. Tatsächlich würde sein Tod in Anbetracht des ungemein fetten Mittagessens, das er zu sich genommen hatte, möglicherweise vollkommen natürlich erscheinen.

Doch Elsies Versuche, Horace wieder in Hemd und Hose zu stopfen, scheiterten hoffnungslos. Er war viel zu schwer. Erschöpft von der Anstrengung setzte sie sich in einen Sessel, um wieder zu Atem zu kommen, und erst jetzt begann ihr sein jäher Tod so richtig nahezugehen.

Allerdings wurde sie von ihrem Kummer abgelenkt, als sie Horaces Aktentasche, die er in Barcelona gekauft hatte, unter dem Kleiderschrank erblickte, wo er sie offensichtlich versteckt hatte. Sie ging hinüber, zog sie hervor und stellte fest, dass sie unverschlossen war. Elsies Neugier gewann die Oberhand, und sie öffnete die Aktentasche und untersuchte den Inhalt.

Der einzige Gegenstand in der Tasche war ein großer brauner Umschlag, in dem sich etwas befand, was sich wie dünne Notizhefte anfühlte. Elsie löste die Heftklammern am Ende des Umschlages und ließ den Inhalt herausgleiten. Wie sie es nach dem Betasten des Umschlages geahnt hatte, handelte es sich nicht um Notizhefte, sondern um Pässe, und zwar eine ganze Menge, sowie um einen Führerschein.

Elsie unterzog den Führerschein einer genaueren Prüfung und öffnete die Pässe einen nach dem anderen, las die Namen und betrachtete die Fotos. Sie erkannte ihren toten Liebhaber sofort als Horace Wiley ohne Bart auf dem Führerschein wieder. Der Mann mit dem Bart war ein Österreicher namens Hans Bosmann, und der Pass wäre in sechs Monaten nicht mehr zu viel nutze gewesen, weil er abgelaufen gewesen wäre.

Aber warum hatte Horace ihr erzählt, sein Name sei Bert, und wieso besaß er all diese offenkundig falschen Pässe? Als kluge Frau weigerte Elsie sich, irgendwelche englischen Zeitungen zu lesen, die in Spanien gedruckt wurden, nicht einmal die *Times* und den *Telegraph*, weil sie sich nicht im Mindesten für Politik interessierte. Sie las nur *La Vanguardia* und *El País*, die sich meistens auf das beschränkten, was in Spanien geschah, und über lokale Angelegenheiten berichteten.

Trotzdem kam ihr der Name Wiley irgendwie bekannt vor, und jetzt, als sie darüber nachdachte, war sie sich sicher, dass er gefallen war, als sie britische Strandgäste über etwas hatten reden hören, das diese als Wiley-Mysterium bezeichnet hatten. Vielleicht hatte der Führerschein, den sie in der Hand hielt, ja etwas mit diesem Mysterium zu tun.

Einen Augenblick lang erwog Elsie, den Führerschein neben der Leiche liegen zu lassen, ehe sie sich dagegen entschied. Schließlich war Bert – oder Horace, wie sie nunmehr wusste – seit langem der erste Mann gewesen, der ihr so viel sexuelle Erfüllung beschert hatte. Als sie die Tür aufschloss und zu ihrem eigenen Zimmer hastete, nahm sie den Führerschein mit. Die Pässe ließ sie zurück.

Horace Wiley hatte zu Lebzeiten anonym bleiben wollen, und jetzt, wo er tot war, würde sich daran nichts ändern.

Der Vorschlag des alten Samuel, Belinda solle sich in der Pfarrgemeinde nahe Corebate nach einem Geistlichen umtun, der sie mit Esmond verheiraten könnte und würde, hatte sich ausgezahlt. Der Reverend Theodore Grope war zwar nicht auffindbar – Gerüchten zufolge war er irgendwohin davongeschlurft und obendrein so uralt, dass dieses Irgendwo möglicherweise jenseits aller Mühsal des Irdischen lag. Glücklicherweise jedoch gab es an seiner statt einen neuen Amtsinhaber, und zwar einen, der ihr zu glauben schien, als sie ihm sagte, dass für die bevorstehende Eheschließung alles ordnungsgemäß geregelt sei.

Nichtsdestotrotz hatte Belinda eine beachtliche Summe hingehen müssen, vorgeblich für die Wiederherstellung der dringend reparaturbedürftigen Dorfkirche. Am Ende hatte sie mit Freuden gezahlt. Denn Reverend Horston, der offenbar neu im Bezirk war, war gern bereit, zur Trauung nach Grope Hall zu kommen.

Belinda hatte einen eleganten Anzug aufgetrieben, der Esmond recht gut passte. Der Anzug hatte einem jungen Grope gehört, der während des Krieges eingezogen worden war. Es hieß, er sei durchaus bereitwillig in die Armee eingetreten, um der Langeweile seines Lebens in Grope Hall zu entkommen, doch man erzählte sich auch, dass der Arme bei El Alamein von einer Granate zerrissen worden war, gewiss nicht die Flucht, die er sich vorgestellt hatte. Belinda hatte Esmond ein Paar neue Schuhe und einen Ehering kaufen müssen, doch unter den gegebenen Umständen bereiteten ihr diese Ausgaben keinen gro-

ßen Verdruss.

Nachdem sie diese Vorbereitungen erledigt hatte, machte sie sich daran, ihren Verlobten in dem Hochzeitsritual zu unterweisen. Sie war verblüfft, wie einfach das war. Esmond schien sich nicht im Mindesten dagegen zu sträuben. Im Gegenteil, er war offenbar aufrichtig erfreut, sie zu heiraten.

»Was nur zeigt, wie jung und attraktiv ich für ihn sein muss. Und was ist er doch für ein reizender Junge«, dachte sie irrigerweise bei sich. »Es macht ihm nicht einmal etwas aus, Mr. Grope genannt zu werden.« Sie selbst hatte angefangen, den Mädchennamen einer entfernten Cousine zu verwenden, bald jedoch würde sie Mrs. Grope sein und über Haus und Ländereien herrschen.

Am nächsten Morgen stand Esmond unglaublich früh auf und ging hinaus, um mit dem alten Samuel zu reden, dem er inzwischen sowohl Zuneigung als auch Vertrauen entgegenbrachte. Samuel saß vor seiner Hütte auf der Hügelkuppe jenseits der Mauer, wo man ihn vom Haus aus nicht sehen konnte.

»Ich wollte dich etwas fragen«, sagte Esmond und ließ sich neben ihm auf dem Gras nieder.

»Nur zu. Frag ruhig.«

»Wieso nennen sie dich ›der Alte‹? Du bist doch gar nicht alt.«

Samuel nickte und entzündete eine uralte Pfeife.

»Du bist wirklich ein aufmerksamer junger Bursche. Darauf gibt's keinen Zweifel«, meinte er grinsend und wies nicht darauf hin, dass Esmond ihn das bereits gefragt hatte, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren, und außerdem seither so gut wie jeden Tag. Tatsächlich fragte er sich, ob der Bengel vielleicht irgendeinen Gehirnschaden hatte, was auch erklären

würde, wieso er so lange geblieben war. Andererseits konnte er Esmond mittlerweile gut leiden und traute ihm, und so erklärte er ihm genau wie damals Belinda, dass sein richtiger Name eigentlich Jeremy sei, und, jawohl, er sei erst Mitte dreißig.

»Du bist ein feiner Kerl, Joe«, schloss der alte Samuel. »Und solche wie du waren hier in den letzten Jahren Mangelware. Jetzt, wo sie weiß, dass Grope Hall in Belindas Händen ist, kann die alte Myrtle in Frieden sterben. Jetzt ist Belinda an der Reihe, sich wegen weiblicher Nachkommen Gedanken zu machen.«

»Heirate ich deswegen?«

»Denke schon«, erwiderte der alte Samuel. »Immerhin sieht deine Künftige gut aus, das ist mehr, als man von den meisten Frauen der Gropes sagen kann. Aber ich würde mich trotzdem vorsehen. Man weiß nie, was die Gropes im Schilde führen. Vielleicht hat sie ja nicht mehr viel Verwendung für dich, wenn du erst mal sozusagen deine Pflicht getan hast.«

Esmond lächelte. »Ich glaube, das kriege ich schon geregelt. Ich habe da ein paar eigene Pläne, und wenn das klappt, dann wird's auch für dich gut laufen. Du und ich, wir sind ein gutes Team, Samuel. Und ich würde dich von jetzt an gern Jeremy nennen, wenn dir das recht ist.«

Samuel lächelte zurück und streckte den Arm aus, um das mit Handschlag zu besiegen.

»Natürlich ist mir das recht. Aber vielleicht nur nicht, wenn deine Frau es hören kann, wie? Du bist ein guter Freund, Joe. Ich pass schon auf dich auf«, versicherte er. »Ich lass dich nicht im Stich, wenn ich's irgendwie vermeiden kann.«

Esmond kletterte am Ende der Wiese über die Mauer und rannte den Hügel hinunter zu einer Stelle, wo man ihn vom gro-

ßen Haus aus nicht sehen konnte. Er wollte ein Weilchen über diese neue Freundschaft nachdenken – vielleicht seine allererste echte Freundschaft, auch wenn er Jeremy in der Öffentlichkeit noch nicht mit seinem richtigen Namen anreden konnte. Doch all das würde sich ändern, wenn er erst seinen rechtmäßigen Platz als Herr und Besitzer von Grope Hall einnahm.

Bald darauf hörte er Belinda in der Ferne nach ihm rufen, also rannte er zum Haus zurück, umging die Küche und eilte die Steintreppe zum Schlafzimmer hinauf, wo er so tat, als sei er gerade erst dabei, sich anzuziehen, als Belinda hereinkam.

»Wie hast du geschlafen?«, erkundigte sie sich.

»Ganz wunderbar. Ich hatte einen sehr schönen Traum. Von dir. Vom Leben mit dir, wenn wir verheiratet sind.«

Belinda war gerührt. Er war wirklich ein entzückender Junge.

»Nur noch zwei Tage«, sagte sie und küsste ihn, bevor sie in die Küche hinunterging, um sein Frühstück zuzubereiten.

Hinter ihr lächelte Esmond in sich hinein. Sie hatte ja keine Ahnung. Für ihn konnten die zwei Tage gar nicht schnell genug vergehen.

Nachdem er gegessen hatte, ging er wieder hinaus und am Bahngleis entlang, bis er eine Biegung umrundet hatte und abermals außer Sicht des Hauses war. Dort setzte er sich in die Sonne und überdachte von Neuem, was er zu Belinda sagen würde, wenn sie erst verheiratet waren. Und wie lange er abwarten sollte, bevor er seine Drohung wahr machte. Er beschloss, eine Woche zu warten, um Belinda glauben zu lassen, sie sei immer noch Herrin des Anwesens, und dann würde er zuschlagen. Er würde ihr sagen, dass er, wenn sie ihm nicht die vollständige Kontrolle überließ, Anklage wegen Bigamie gegen

sie erheben würde. Und wegen Entführung. Und wahrscheinlich auch dafür, dass er mit Alkohol vergiftet worden war.

Er war sich sicher, dass sie klein beigeben würde. Aber wenn sie es nun nicht tat? Vielleicht würde sie eklig und gefährlich werden. Diese Möglichkeit musste er in Betracht ziehen. Nun, dann würde er eben verschwinden und ihr einen Riesenschrecken einjagen, indem er eine Nachricht zurückließ, in der er andeutete, dass er zur Polizei gehen wolle. Ja, das war die Lösung, wenn sie sich von seinen Drohungen nicht einschüchtern ließ. Auf alle Fälle konnte er nicht wirklich glauben, dass sie eklig werden würde. Schließlich hatte sie ihn vor diesem Schwein Onkel Albert gerettet und vor seinem eigenem mordgierigen Vater und seiner herrischen Mutter, und dafür war er ihr ganz sicher dankbar.

Er streckte sich in der Sonne aus und fragte sich, was seine Eltern wohl gerade taten. Nicht, dass es ihn besonders kümmerte. Er hatte sich von der Vergangenheit abgewandt und konzentrierte sich jetzt auf die Zukunft, auf seine Zukunft als erster männlicher Grope, der als Familienoberhaupt fungierte und alleiniger Herr über das Anwesen war.

Es war eine außergewöhnliche Vorstellung, und eine Herausforderung obendrein. Als Erstes jedoch galt es, die Hochzeit hinter sich zu bringen. Waren er und Belinda erst einmal verheiratet, so konnte er sie zwingen, genau das zu tun, was er wollte.

Zwei Stunden später erkloß Esmond die Böschung neben dem Bahngleis und stieg den Hügel dahinter zu dem dichten Kiefernwald hinauf, der die Kuppe bedeckte. Hier war er noch nie gewesen, und er fragte sich, wann die Bäume wohl gepflanzt worden waren. Er ging noch ein kleines Stück wei-

ter und kam plötzlich an eine große, von einer Mauer umgebene Lichtung. Zu seinem Erstaunen handelte es sich um einen Friedhof. Er kletterte über die Mauer und betrachtete die Namen auf den Grabsteinen. Es waren fast alles die jener Frauen, die Oberhaupt der Familie Grope gewesen waren. Esmond kam der Gedanke, dass er, sollte sein Plan Erfolg haben, auch hier beerdigt werden würde, wenn er starb. Der Gedanke deprimierte ihn nicht im Geringsten. Stattdessen fand er ihn höchst erfreulich. Der Friedhof war voller Wildblumen und blühender Büsche, doch nichts deutete darauf hin, dass irgendjemand ihn in letzter Zeit besucht hatte. Er fragte sich, wieso der- oder diejenige, der in dem langen Grab in der Kapelle ruhte, dort bestattet worden war und nicht hier bei all den anderen. Es war doch viel schöner hier in der freien Natur, wo niemand einen störte.

Esmond schaute auf die Uhr und sah, dass es Zeit fürs Mittagessen war. Er stieg wieder über die Mauer und eilte durch das Wäldchen zurück, und zwanzig Minuten später war er in der Küche. Zu seiner Verblüffung stand mitten auf dem alten Holztisch eine prachtvolle Hochzeitstorte. Belinda lächelte ihn an.

»Ich dachte, wir machen es so, wie es sich gehört«, meinte sie. »Die Torte da habe ich gestern bestellt und bin heute nach Wexham gefahren, um sie abzuholen, während du weg warst. Schließlich ist morgen Freitag.«

»Mein Gott, ich bin schon ganz durcheinander. Ich dachte, du hättest gesagt, heute wäre Mittwoch«, antwortete Esmond. »Dann sind wir also morgen Mr. und Mrs. Grope.«

»Natürlich, Liebling«, beteuerte sie und küsste ihn leidenschaftlicher, als er jemals zuvor geküsst worden war. »Und jetzt iss. Wir werden wunderbare Flitterwochen verleben.«

»Flitterwochen? Wo fahren wir denn hin?«

»Nirgendwohin, mein Schatz, wir verbringen sie hier. Die Gropes sind nie auf Hochzeitsreise gegangen. Das ist Tradition, und wir müssen sie fortführen.«

»Oh, unbedingt«, meinte Esmond, der die feste Absicht hatte, genau das Gegenteil zu tun. Nach dem Mittagessen ging er in sein Zimmer hinauf und verfasste die Nachricht, dass er zur Polizei gehen würde, falls sie sich auf wirklich hässliche Weise dagegen wehren sollte, dass er der Herr von Grope Hall wurde. Er schob den Zettel in einen Briefumschlag, den er mit Sekundenkleber zuklebte, dann nahm er den Umschlag mit, als er hinausging, um nach dem alten Samuel zu suchen. Außerdem wollte er Jeremy bitten, am nächsten Tag sein Trauzeuge zu sein.

Nachdem er überall nach ihm gesucht hatte, fand er ihn schließlich in der Kapelle. Zu Esmonds Erstaunen hatte es den Anschein, als wäre Samuel dabei, mit einem Wagenheber ein Ende der langen, in den Boden eingelassenen Grabplatte in die Höhe zu wuchten. Er hatte sie bereits um fast einen halben Meter angehoben und war schwer beschäftigt damit, die Lücke darunter mit Steinen von dem stillgelegten Bahngleis auszufüllen.

»Schau mal«, sagte er. »Ich hab ja immer gewusst, dass irgendwas an dieser Grabplatte ganz merkwürdig ist.«

Esmond spähte hinein und sah die Füße eines Skeletts und daneben das Ende eines Spatens.

»Merkwürdig ist ja wohl kaum der richtige Ausdruck«, murmelte er. »Der da drin liegt ja noch nicht mal in einem Sarg. Und wieso ist er hier begraben und nicht oben auf dem Friedhof bei all den anderen Gropes? Glaubst du, er war irgendwer Besonderes?«

»Könnte wohl sein, aber was mich wundert, ist, warum sie diese riesige Metallplatte da draufgepackt haben.«

»Vielleicht, damit er nicht wieder rauskommt«, meinte Esmond.

»Oder er hat das Ding da drauflegen lassen, damit die Grope-Weiber nicht an ihn rankönnen«, feixte der alte Samuel.

Esmond war sich nicht ganz sicher, dass er den Witz verstanden hatte, fuhr jedoch fort: »Jedenfalls, Jeremy, ich wollte dich fragen, ob du morgen mein Trauzeuge sein würdest.«

»Klar, aber tauschen möchte ich nicht mit dir. Ich würde nie eine Grope heiraten, egal, wie hübsch sie ist. Und vergiss ja nicht, mich Samuel zu nennen, wenn die Frauen dabei sind, sonst kriegst du Ärger.«

»Mach dir um mich keine Gedanken. Wie gesagt, ich hab schon einen Schlachtplan.«

»Ja, und der Kerl da drin hatte wahrscheinlich auch einen Schlachtplan«, knurrte der alte Samuel grinsend und zeigte auf das Grab. Er ließ den Wagenheber herunter, und die Grabplatte sank wieder an ihren Platz zurück. »Na, ich sorge dann wohl mal lieber dafür, dass hier alles blitzblank ist, wenn morgen die Hochzeit stattfinden soll, sonst schaufele ich als Nächstes noch mein eigenes Grab.«

Am nächsten Morgen kam noch vor dem Frühstück ein Bote mit einem Brief vom Reverend Horston, in dem stand, dass dieser, da er an diesem Tag sechs Trauungen durchzuführen hatte, die von Mr. Grope und Miss Parry um neun Uhr abends vornehmen werde, oder möglicherweise auch später. Er entschuldigte sich vielmals für die Verzögerung, die dies zweifelsohne für sie bedeutete.

»Wie ärgerlich«, bemerkte Esmond, als er in seinem Anzug und den neuen Schuhen herunterkam, doch Myrtle Grope und seine Verlobte waren nicht seiner Meinung.

»Nach sechs Trauungen ist er sicher völlig erschöpft und nimmt es nicht mehr so genau. Das ist ganz bestimmt von Vorteil für uns.«

»Ich verstehe nicht, wieso«, wandte Esmond ein.

»Weil er es eilig haben und nicht allzu viele Fragen nach unserem Glauben stellen wird – zum Beispiel, ob wir zur Church of England gehören oder Atheisten sind. So was eben. Ich meine, weißt du, ob du jemals getauft worden bist?«

»Großer Gott, nein. Und auf jeden Fall könnte ich mich nicht mehr daran erinnern. Weißt du etwa noch, was passiert ist, als du gerade erst geboren warst? Wenn ja, dann hast du ein unglaublich gutes Gedächtnis. Also, ich gehe ein bisschen spazieren.«

»Du gehst andauernd spazieren«, bemerkte Belinda. »Ich weiß gar nicht, warum.«

»Weil ich das Anwesen interessant finde. Ich mag das Land und die freie Natur sehr. Ich bin immer mit meinem Vater in

den Wald bei Croham Hurst gegangen, bevor er Alkoholiker wurde und verrückt geworden ist und versucht hat, mich zu erstechen. Da war so eine Art steiler Kiesweg, Breakneck Hill hieß er, den bin ich immer runtergerutscht. Mein Vater fand es anscheinend auch gut, wenn ich das gemacht habe.« Esmond hielt inne, eingesponnen in einer Zeit, die jetzt sehr fern schien, ehe er hinzufügte: »Jedenfalls brauche ich Bewegung. Ich sterbe vor Langeweile, wenn ich den ganzen Tag im Haus herumsitze.«

»Oh, dann mach nur deinen Spaziergang. Ich kann doch nicht zulassen, dass du an Langeweile stirbst. Eigentlich würde ich sogar gern mitkommen, aber ich habe hier im Haus jede Menge zu erledigen.«

Esmond ging hinaus, unendlich erleichtert, dass Belinda ihn nicht begleitete. Er schritt die Wiese hinauf auf die Mauer und den Kiefernwald zu, und als er vom Haus aus nicht mehr zu sehen war, eilte er zu Jeremys Hütte.

Sein Freund und Komplize (als den er ihn nunmehr betrachtete) saß auf den Stufen und genoss eine Tasse Tee. Er war ungewöhnlich gut gekleidet, in einen Anzug aus Tweed.

»Ich fürchte, die Trauung findet erst heute Abend um neun statt«, berichtete Esmond. »Der Pfarrer hat heute noch sechs andere Hochzeiten. Tut mir leid.«

»Kein Problem. Ich bin auf jeden Fall damit fertig, die Kapelle sauber zu machen. Sogar die Grabplatte habe ich poliert«, brummte er. »Da ist eine ganz komische Inschrift drauf. Du erräst nie, was da steht.«

»Der Name von dem Skelett, das da drunterliegt?«

Jeremy schüttelte den Kopf. »Nie im Leben. Niemandes Name. Willst du's noch mal versuchen?«

Esmond schüttelte den Kopf. »Keinen blassen Schimmer.
Was steht denn da?«

»Na schön. Da steht ›Wer mich aus meinem Grabe schreckt, der wird vom Unheil hingestreckt. Wer mich nicht ruhen lässt in Frieden, dem ist im Tod nicht selbiger beschieden. Die Hölle harrt des Fremden Hand. Verlasse eilends mein kostbares Land‹. Grausige Drohungen, findest du nicht?«

»Jedenfalls sehr eigenartig. Warum haben wir das gestern nicht gesehen, als wir mit dem Wagenheber die Platte hochgehoben haben?«, fragte Esmond.

»Weil das Ding seit Gott weiß wie vielen Jahrhunderten nicht mehr sauber gemacht worden ist. Ich hab's erst gesehen, als ich wieder und wieder mit Metallpolitur da rangegangen bin.«

»Sehr seltsam«, meinte Esmond und dachte nicht länger darüber nach.

Am Abend war Esmond wieder im Haus, in seinem Anzug und den neuen Schuhen. Zu seiner Überraschung stellte Belinda ihm ihre Brautjungfer vor, eine uralte Frau, vermutlich irgendeine frühere Bedienstete oder ein Kindermädchen der Gropes. Myrtle hatte aus ihrem Zimmer ausrichten lassen, dass sie viel zu krank sei, um der Trauung beizuwohnen, und sonst war niemand aus der Verwandtschaft eingeladen worden, sich zu ihnen zu gesellen.

Sie saßen in dem großen Wohnzimmer und plauderten, während sie auf Reverend Horston warteten, der pünktlich um neun Uhr eintraf, obgleich er, genau wie Belinda es vorausgesagt hatte, müde aussah. Er war eindeutig erleichtert, dass keine Gäste da waren.

»Ah, nun ja, da können wir ja gleich mit der Zeremonie

beginnen«, sagte er, als sie sich erhoben und, angeführt von dem Bräutigam, über den Hof zu der winzigen Kapelle hinübergingen, wo der alte Samuel unmäßig viele Kerzen angezündet hatte. Draußen ging die Sonne unter, doch die Fenster der Kapelle waren so klein und so prächtig mit Buntglas verglast, dass selbst der übermüdete Geistliche beeindruckt war. Esmond stellte den alten Samuel als seinen Trauzeugen vor, und der Reverend führte die Eheschließung bemerkenswert rasch und ohne irgendwelche peinlichen Fragen durch. Belinda hatte recht gehabt: Er wollte zurück in sein Pfarrhaus und so schnell wie möglich zu Bett gehen. Sie überreichte ihm etliche Hunderte Pfund mehr, als er erwartet hatte, und er fuhr als zufriedener Mann davon.

Nachdem er fort war, entkorkte der alte Samuel eine Flasche exzellenten Champagner und brachte einen Trinkspruch auf das glückliche Paar aus, und eine Stunde später strebten Mr. und Mrs. Grope auf ein großes Bett in einem Schlafzimmer am hinteren Ende des Hauses zu, wo man sie, wie sie glaubten, nicht hören konnte. Endlich schliefen sie erschöpft ein.

Es dauerte eine weitere Woche, bis Esmond seinen ganzen Mut zusammennahm und beschloss, dass er, obwohl seine Frau sich allem Anschein nach gut benahm, seinen Plan in die Tat umsetzen musste. Er war gerade dabei, das Gespräch mit Belinda zu proben, wobei nur die Ferkel Zeuge seiner extremen Nervosität wurden, als Jeremy auftauchte und fragte, ob er mit in seine Hütte hinaufkommen könnte.

»Ich habe dir noch gar kein Hochzeitsgeschenk überreicht«, meinte er, als sie dort ankamen.

»Aber das ist doch nicht nötig, wirklich nicht.«

»Oh doch, Joe. Du bist der erste Mensch, der mir wirklich

ein Freund gewesen ist, seit ich nach Grope Hall gekommen bin und angefangen habe, statt Jeremy der alte Samuel zu sein.« Einen Moment lang machte er ein trauriges Gesicht, ehe sich seine Miene wieder aufhellte. »Siehst du den Sack da in der Ecke, mit dem ganzen Teer drauf? Das ist mein Geschenk für dich. Los, mach's auf.«

Esmond zögerte noch immer. »Ich meine es ernst. Du brauchst mir nichts zu schenken. Ich hab doch alles, was ich will. Na ja, ich werde alles haben, was ich will, wenn alles nach Plan läuft.«

»Ich bestehe darauf, Joe, du bist mein bester Freund. Das haben wir mit Handschlag besiegelt, weißt du noch?«

»Ja, das weiß ich noch, und ich werde immer dein Freund sein.«

»Dann schau dir dein Geschenk an, mir zuliebe.«

»Na gut, wenn du darauf bestehst.«

Esmond ging durchs Zimmer, und nach einigen Schwierigkeiten gelang es ihm, den Kupferdraht abzuwickeln, mit dem der Sack verschlossen war. Dabei klaffte das Sackleinen auf, und ein paar Münzen fielen heraus und lagen verstreut auf dem Boden. Verblüfft starrte Esmond sie an. Solches Geld hatte er noch nie gesehen. Er hob eine Münze auf und betrachtete sie. Es war ein Sovereign, eine alte goldene Ein-Pfund-Münze. Esmond hatte keinerlei Zweifel daran, und wie um seinen Glauben zu bestätigen, war der Sack schrecklich schwer.

»Da muss ja ein ganzes Vermögen drin sein. Wo in aller Welt hast du das gefunden?«, keuchte er.

»Stimmt. Ich schätze, mehrere Millionen. Und von wegen wo, kannst du dir das nicht denken?«

Esmond versuchte, es sich zu denken. Schließlich schüttel-

te er den Kopf. »Du willst mir doch wohl nicht sagen, unter dieser riesigen Platte, die du neulich poliert hast?«, stieß er hervor und sackte auf einen Stuhl.

»Volltreffer.«

Mit offenem Mund starzte Esmond ihn an. »Aber die war doch so schwer. Die kannst du doch nicht allein hochgehoben haben.«

»Ich habe so eine Art Kran an einem Traktor angebracht, und dann habe ich eine Riesenkette an einem Ende der Grabplatte festgemacht und sie mit der Winde hochgekurbelt, während du dich nach der Trauung mit Mrs. Grope verlustiert hast.«

»Aber irgendjemand müsste dich doch gehört haben«, wandte Esmond ein.

»Bei dem Krach, den du und deine bessere Hälfte gemacht haben? Das soll wohl ein Witz sein! Außerdem ist die Kapelle ein ganzes Stück weit vom Haus weg. Danach war's ganz leicht. Ich habe unseren Skelettfreund einfach ein Stück zur Seite geschoben und mit einem Metallstab gestochert, bis ich was gefühlt habe. Dann habe ich nach unten gegraben und irgendwie diesen Sack da rausgewuchtet. Hab die ganze Nacht dafür gebraucht und war auch weiß Gott fix und fertig. Hab den ganzen Tag geschlafen und den größten Teil der nächsten Nacht auch.«

»Das wundert mich nicht. Wie hast du den Sack denn hieraufbekommen? Der wiegt doch eine Tonne.«

»Wieder mit dem Traktor. Diesmal mit einer Schubkarre hintendran.«

Schweigend starzte Esmond ihn an, erfüllt von noch größtem Staunen, in das sich Bewunderung mischte.

Jeremy brach das Schweigen.

»Na ja, du bist jetzt ein steinreicher Mann. Du kannst tun,

was du willst, dir kaufen, was du willst, gehen, wohin du willst. Du kannst ...«

»Blödsinn!«, explodierte Esmond. »Ich weiß genau, was ich tun werde, oder vielmehr, was wir tun werden. Wir werden halbe-halbe machen. Du hast das Zeug gefunden, das ist mehr, als ich in einer Million Jahren jemals fertiggebracht hätte, obwohl ich mir beim besten Willen nicht vorstellen kann, woher zum Teufel du wusstest, dass es dort war.«

Jeremy lachte. »Denk mal an diese Metallplatte und an die Inschrift mit den lausigen Reimen. Das hat mir verraten, dass da mehr drunter ist als nur ein Skelett mit einem Spaten, allerdings habe ich nicht erwartet, dass es ein Vermögen in Goldsovereigns ist.«

»Das wir uns teilen werden, wegen unserer aufrichtigen Freundschaft. Und jetzt gehe ich wohl lieber zum Haus zurück. Ich muss meiner frisch angetrauten Ehefrau etwas sagen.«

Esmond fand Belinda im Garten, mit einem großen Strauß roter Rosen, die sie in einer bauchförmigen Vase arrangierte.

»Ist es nicht wunderbar, hier zu sein?«, fragte sie. »Ich fand es schon als Kind herrlich, wenn ich im Sommer zu Besuch gekommen bin, aber jetzt ist es sogar noch schöner, wo ich diesem grauenvollen Albert und seinem entsetzlichen Bungalow entkommen bin. Du hast ja keine Ahnung, wie widerwärtig ich es fand, dort zu leben.«

»Ich kann's mir denken«, erwiderte Esmond, der sich jetzt, wo er darüber nachdachte, wirklich vorstellen konnte, wie furchtbar das Leben mit seinem Onkel gewesen sein musste. Noch erschreckender war, dass ihm schon bei dem Gedanken an Belinda in den Armen eines anderen Mannes richtig schlecht wurde. Was war denn über ihn gekommen?

»Du wirst niemals dorthin zurückgehen, Belinda«, begann er und setzte eine strenge Miene auf. »Du wirst hierbleiben, und du wirst von jetzt an verdammt noch mal tun, was ich sage. Ich habe darüber nachgedacht, und mir gefällt das friedliche, einfache Leben, das ich hier habe, und ich werde hierbleiben und den Hof bewirtschaften, aber es geht nicht, dass du mir heimlich Schlaftabletten verpasst und mir die ganze Zeit sagst, was ich tun und sagen soll. Ich will eine richtige Ehefrau: eine, die ordentlich für mich sorgt, sonst ist hier der Teufel los. Und noch etwas, der alte Samuel wird nicht mehr alter Samuel genannt. Er heißt von jetzt an Jeremy, und später, wenn er alt ist, der alte Jeremy. Und außerdem, der alte Samuel – ich meine, Jeremy – wird nicht mehr für uns arbeiten, weil er und ich nämlich Partner werden. Er hat ein bisschen Geld geerbt, und wir haben beschlossen, dass wir Bullen züchten. Du wirst mit alldem nichts zu tun haben, obwohl, du kannst von Zeit zu Zeit die Ferkel füttern, wenn du möchtest ... Und, und ...«

»Nun ja, du bist der Boss, mein Liebster. Du triffst die Entscheidungen.«

Verdattert sah Esmond Belinda an.

»Aber neulich hast du doch gesagt, wir müssen die alten Traditionen wahren, und jetzt ...«

»Worin liegt der Sinn dabei, eine uralte und eindeutig barbarische Tradition beizubehalten? Wir sind gleichberechtigt. So einfach ist das. Wenn wir eine kleine Tochter bekommen, dann kann sie sich an die Traditionen der Vergangenheit halten, wenn sie will, aber ich für meinen Teil hoffe eher, dass es ein Junge wird.«

Und damit trug sie die Vase mit den Rosen ins Haus.